

Norbert Meder

Prinzip und Faktum

Transzendentalphilosophische Untersuchungen
zu Zeit und Gegenständlichkeit im Anschluß an
Richard Höningswald



ABHANDLUNGEN ZUR PHILOSOPHIE, PSYCHOLOGIE
UND PÄDAGOGIK, BAND 104



Prinzip und Faktum

TRANSZENDENTALPHILOSOPHISCHE UNTERSUCHUNGEN ZU
ZEIT UND GEGENSTÄNDLICHKEIT IM
ANSCHLUSS AN RICHARD HÖNIGSWALD

VON NORBERT MEDER

1975

BOUVIER VERLAG HERBERT GRUNDMANN · BONN

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Einleitung	12
Zum Begriff der Philosophie	12
Das Problem des philosophischen Ansatzes	14
Gegenstandstheorie	18
Bestimmtheit	18
Ist-Bestimmtheit	19
Sinnbestimmtheit	20
Geltungsbestimmtheit	22
Die Mannigfaltigkeit der Methoden	25
Der Begriff	27
Begriff als Relation	27
Begriff als Substrat	30
Der Gegenstand als Zusammen von Relation und Substrat im Begriff	33
Zur Prädikation	35
Methode als Dialektik	39
Die Einheit der Methode:	
Gegenstand als Ansatz und Ziel	40
Methode als sukzessive Bestimmung:	
Ordnung und Dialektik	42
Gegenstand als Aufgabe:	
Vollbestimmung der Methode	45
Rückblick auf die bisher vollzogenen Korrelativsetzungen	51
Monadologie	54
Das "Ich-denke" und seine Darstellung	54
Die Einheit des Bewußtseins	57
Das Erleben als Selbstbezug	57
Ich-Reihe als Bestimmtheit der Korrelation von "Ich-denke" und Selbstbezug	61
Die Monade	63
Die Individualität der Monade	64
Die prinzipielle Vielzahl der Monaden	69
Verständigungsgemeinschaft	73
Das Problem der Sprache	74

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

MEDER, NORBERT

Prinzip und Faktum: transzendentalphilosoph. Untersuchungen zu Zeit u. Gegenständlichkeit im Anschluss an Richard Hönlwald.

(Abhandlungen zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik; Bd. 104)

ISBN 3-416-01078-7

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk oder Teile daraus zu vervielfältigen. ©Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn 1975. — D 38 — Printed in Germany. Gesamtherstellung: Ing. H. O. Hövelborn, Niederkassel-Mondorf/Bonn

Intersubjektivität	80
Die Raumbestimmtheit der Monaden	80
Die Zeitstellenbestimmtheit der Monaden	84
Die organische Bestimmtheit der Monaden als Einheit von Raum- und Zeitbestimmtheit	86
Das Problem der Zeit	99
Der Begriff der Zeit	101
Die Zeit aufgezeigt an Setzung und Voraus- setzung	103
Setzung als Protention	103
Voraussetzung als Retention	103
Einheit von Retention und Protention: Gegenständlichkeit als Präsenz	104
Immanente Zeit: Die Einzeitigkeit als die Zeit des Subjekts	108
Ganzheit	111
Gliederung	112
Einzeitigkeit	114
Einzeitigkeit und Bestimmtheit, Zeichenhaftigkeit	122
Transeunte Zeit: Die Zeitlichkeit der Gegenstände der Erfahrung	125
Zeitraum	127
Früher - Später als Grenzen, Reine Ordnung des Nacheinandern Gleichzeitigkeit	128
Gleichzeitigkeit	131
Raum: Transeunte Präsenz	133
Die Ubiquität des Jetzt	137
Hier-Dort als Grenzen, Relation des Neben	141
Die Dreidimensionalität des Raumes, mehr- dimensionale Räume und ihre präsentielle Vorwegnahme im Ganzen	144
Schluß	157
Zum Problem der faktischen Subjektivität	157
Philosophie als Wissenschaft von sich selbst	159
Anhang: Graphik des Prinzipiengefüges	162
Anmerkungen	164
Literaturverzeichnis	169

VORWORT

Es ist vornehmlich Gerd Wolandts Verdienst, die Philosophie Richard Höningswalds nach dessen Tode (1947) wieder ins Gespräch gebracht zu haben. In "Gegenständlichkeit und Gliederung"¹ hat er die erste systematische Darstellung der Höningswaldschen Analysen im ganzen vorgelegt. Es gingen dieser Veröffentlichung Untersuchungen zu Einzelproblemen voraus bzw. folgten ihr. Von ihnen ist besonders hervorzuheben Ernst Wolfgang Orths Vergleich von Husserl und Höningswald unter dem Aspekt der Sprachphilosophie².

Was ist mit alledem erreicht? Die bisherigen Veröffentlichungen beabsichtigen vornehmlich Höningswalds Philosophie erst einmal bekanntzumachen. Damit hängt eng zusammen, diese Philosophie in ihren historischen Kontext einzugliedern. Auch dies hat Wolandt - zuletzt noch einmal in Philosophie als Theorie der Bestimmtheit³ - versucht. Die Gegenüberstellungen - Husserl und Höningswald, sowie Hegel und Höningswald⁴ - dienen neben kritischen Aspekten ebenfalls dieser Aufgabe. Es hat allerdings bis jetzt keine Auseinandersetzung stattgefunden über das Ganze der Höningswaldschen Systematik. Dies wäre auch sicherlich verfrüht. Solange Wolandts Gesamtdarstellung die einzige ist, kann an eine kritische Diskussion in breiter Öffentlichkeit nicht gedacht werden. So setzt sich auch die vorliegende Arbeit nicht mit Wolandts Entwurf *e x p l i z i t* aus-

einander. Dennoch gibt dieser den Hintergrund für den folgenden Versuch ab. Der Verf. legt einen Gegenentwurf vor. Hernach möge eine philosophische Auseinandersetzung stattfinden. Sie hier schon explizit zu beginnen, sprengte den Rahmen dieser Arbeit.

So wollen diese Untersuchungen eine andere Interpretation der Philosophie Hönigswalds sein. Dies bedeutet einen anderen systematischen Gliederungsversuch. Die Interpretation zielt nicht auf das Ganze in allen seinen perspektivischen Verästelungen, sondern nur auf den Kern des philosophischen Systems. Jede Interpretation der Hönigswaldschen Philosophie hat dabei zwei Schwierigkeiten zu bewältigen. Zum ersten muß sie das System der philosophischen Grundbegriffe gleichsam "rekonstruieren". Abgesehen von seiner Erkenntnistheorie zeigt die überwiegende Mehrzahl der Hönigswaldschen Schriften die innere Systematik seines Philosophierens nur perspektivisch, d.h. orientiert an speziellen Problemen.⁵ Zum zweiten muß die Interpretation Hönigswalds System vervollständigen und zugleich dessen innere Gesetzmäßigkeit dartun. Dieser Versuch aber muß sich an Hönigswalds These ausrichten, daß Philosophie Selbstrechtfertigung sei (vgl. S. S. 193 f.).

Wolandt hat diese Probleme auch gesehen. Er versuchte sie zu lösen, indem er systematische Gliederungen aus der Philosophie Nicolai Hartmanns übernahm⁶. Damit rückte er Hönigswalds Philosophie in die Nähe moderner Ontologie⁷. Dies widerspricht

sicher Hönigswalds Selbstverständnis. Zum anderen verfehlt es den Kerngedanken seiner Philosophie. Daß sie Selbstrechtfertigung sei, daß ihre Probleme und Lösungen mit deren Darstellung eins sind (vgl. AP, S. 76; SP, S. 2), daß Prinzip und Faktum zusammenfallen, kann auf dem Boden eines auch nur versteckt ontologischen Ansatzes nicht angemessen geklärt werden⁸.

Ist Philosophie Rechtfertigung aus Prinzipien und soll sie überdies ihr eigenes Tun (Rechtfertigung) rechtfertigen, so müssen Prinzipien und die Tatsache ihrer Erfassung zusammenfallen. Wenn also schon aus dem Begriff der Philosophie folgt, daß Prinzip und Faktum eins sind, so kann ihr Kernproblem nur ihre eigene Darstellung sein. Auch in der Philosophie tritt somit der Begriff der Methode in die Mitte ihrer Probleme.

Daher gehen meine Untersuchungen zur Philosophie Hönigswalds von dem zentralen Begriff der Korrelation aus. Es handelt sich dabei um einen Begriff, der die Methode philosophischer Erkenntnis betrifft. Orth hat schon kritisiert, daß dieser zentrale Begriff bei Hönigswald nicht präzise genug gebraucht wird⁹. Er konstatiere außerdem oft nur Wechselbeziehungen, ohne daß dieselben vollzogen würden. Letzteres in stringenter Weise zu tun, ist Aufgabe dieser Arbeit. Korrelation heißt im strengen Sinne die wechselseitig sich bedingende Setzung zweier philosophischer Grundbegriffe. Korrelativsetzung ist so verstanden unmittelbar, d.h. sie be-

darf keines weiteren dritten Begriffes zu ihrer Vermittlung. Daneben gebraucht Hönigswald in seinem Begriff der Korrelation den einer vermittelten Wechselbeziehung. Vermittelt kann in solchem Gebrauch zweierlei heißen: einmal vermittelt über einen dritten Begriff, der die Einheit einer anderen Korrelation ausdrückt, zum anderen vermittelt über weitere Korrelationen selbst. Die Vielschichtigkeit des systematisch so bedeutsamen Begriffes verweist schon auf die Schwierigkeit einer konsistenten Interpretation, zumal da Hönigswald die jeweiligen Bedeutungen an den jeweiligen Stellen seiner Einzelanalysen nicht ausdrücklich macht. Neben die Schwierigkeit, die jeweilige Korrelation stimmig auszuführen, tritt eine weitere: die des Systems der einzelnen Korrelativsetzungen. Der Verf. glaubt, zur Lösung dieses interpretatorischen Problems der Hönigswaldschen Philosophie mit dieser Arbeit beizutragen. Die im Anhang beigelegte graphisch dargestellte Gliederung des Ganzen gewährt einen entsprechenden Überblick.

Der Begriff der Korrelation erlaubt es nun, jene oben erwähnte Einheit von Prinzip und Faktum methodisch darzustellen. Sie wird zuoberst angesetzt, indem sie als solche aufgezeigt wird. Und da sie sich durch die gesamte Entwicklung des Hönigswaldschen Systems durchhält, rechtfertigt jene Einheit ihre eigene Ursprünglichkeit. Sie erweist sich als irreduzibel - als Prinzipialität und Faktizität schlechthin.

Die Abfolge der Korrelativsetzungen vollzieht sich zuerst als Gegenstandstheorie, sodann als Subjekttheorie. Ausdruck der Einheit beider ist der Begriff der *G e g e n s t ä n d l i c h k e i t* als Inbegriff des ganzen so vollzogenen *P r i n - z i p i e n g e f ü g e s*. Zeit stellt sich als die Strukturgesetzlichkeit dieses Gefüges heraus. Die Analysen zu Zeit und Zeitlichkeit lösen damit auch das Problem der relativen Abgeschlossenheit des Hönigswaldschen Systems. Diese Umstände zwangen den Verf. dazu, das Verhältnis von Gegenständlichkeit und Zeit unter dem genannten systematischen Aspekt zu untersuchen.

E I N L E I T U N G :

ZUM BEGRIFF DER PHILOSOPHIE

Philosophie ist für Hönigswald Prinzipienwissenschaft und als solche Letztbegründung (vgl. AP, S.27). Was es in ihr zu begründen gilt, ist der Gegenstand überhaupt, d.h. der Begriff vom Gegenstand. Sie setzt nicht diesen oder jenen Gegenstand voraus, um ihn hernach zu begründen. Solches Tun bleibt im ständigen Verweis auf andere und andere Gegenstände stecken. Dabei ist fortlaufend der Begriff des Gegenstandes i m G e b r a u c h . Sinn und Möglichkeit des letzteren aufzuzeigen, ist die Aufgabe der Philosophie. Demnach kann Letztbegründung nicht bedeuten, einen letzten substantialen, gegenständlichen Grund i n der Reihe der Gegenstände zu suchen. Vielmehr gilt es, die Bedingungen der ganzen Reihe zu klären. Nichts anderes meint, Philosophie gehe aufs Universelle. Sie greift hinter den Bereich des Tatsächlichen, der jeweiligen Gegenstände, zurück und fragt nach den Gründen all dessen, was Gegenstand genannt wird. Es bedeutet das Gleiche zu sagen, die Philosophie untersuche die Bedingungen des Begriffs vom Gegenstand. Der Inbegriff dieser Bedingungen muß - soll er letzter Grund sein - vollständig, abgeschlossen sein, d.h. ein Inbegriff von Prinzipien. Letzterer sei Gegenständlichkeit genannt.

Wir können also mit Hönigswald sagen, Philosophie analysiere den Begriff des Gegenstandes, die Gegen-

ständlichkeit. Sie hat deren Letzttheit, d.h. Vollständigkeit, zu erweisen. Hönigswald nennt diesen Sachverhalt auch so: Es muß gezeigt werden, daß Gegenständlichkeit letztdefinierte Instanz ist. Inwiefern Philosophie Letztbegründung ist - von dieser Bestimmung sind wir ausgegangen -, zeigt sich erst, nachdem sie sich dargestellt hat. Denn Philosophie muß sich selbst aus der letztdefinierten Instanz rechtfertigen, soll diese Instanz letzte sein. Das Schlußkapitel kommt auf diesen Sachverhalt, daß Philosophie Wissenschaft von sich selbst sei, zurück.

Wir können vorerst dreierlei festhalten.

Erstens: Letztbegründung im Sinne der obigen Darlegungen kann nur transzendental verstanden werden. Transzendental heißt eine Methode, sofern sie Rechtfertigung des Begriffs vom Gegenstand überhaupt ist. Solche Rechtfertigung geschieht im Aufzeigen jener Bedingungen, die den Begriff vom Gegenstand e r - m ö g l i c h e n . Den Inbegriff dieser Bedingungen haben wir Gegenständlichkeit genannt. Er darf nicht substantial verstanden werden, sondern muß funktional gefaßt werden. Es handelt sich um den Inbegriff methodisch geforderter Instanzen zur Lösung der Aufgabe, die der Begriff vom Gegenstand stellt. Insoweit steht Hönigswald in der Tradition kantischer Philosophie.

"Gleichwie das 'transzendente' Verfahren als Spezialfall des 'analytischen' zu gelten hat, so gründet sich dieses, d.h. die Aufzeigung der Bedingungen einer Aufgabe, auf die 'transzendente' Funktion der Bedingung überhaupt, die 'Gegebenheit' von 'Ge-

genständen' als die 'mir' gegenüber tretende Aufgabe zu ermöglichen." (M II, S. 189; vgl. E, S. 80).

Zweitens: Der Sinn der philosophischen Aufgabe erhellt sich erst in deren Lösung. Explikation der Aufgabe und Darstellung ihrer Lösung fallen in der Philosophie zusammen. In diesem Sinne ist Philosophie Wissenschaft von sich selbst. Ihr methodisches Fortschreiten hat sich als Selbstrechtfertigung zu erweisen.

Drittens: Verföhrt Philosophie in der genannten Weise, so ist ihr methodischer Fortgang synthetisch. Synthetisch heißt hier ganz allgemein, den Begriff des Gegenstandes als Inbegriff unterschiedener Faktoren *a u f z u b a u e n*. Indem sie aber sich selbst in ihrem Fortgang erläutern muß, ist sie analytisch. Scheinbar paradox ausgedrückt, stellt sich Philosophie als Analysis ursprünglicher Synthesis dar¹⁰.

DAS PROBLEM DES PHILOSOPHISCHEN ANSATZES

Gegenständlichkeit wurde oben formal angesetzt als Inbegriff aller Prinzipien, die den Gebrauch der Vorstellung "Gegenstand" ermöglichen. Wie ist solcher Ansatz möglich? Die Rede von einer ursprünglichen "Schau" lehnt Hönigswald ab. Denn sie berücksichtigt im Terminus "Schau" nicht ihre eigenen Bedingungen, d.h. die Bedingungen der *R e d e* von der "Schau". Im Gegensatz zu dieser Auffassung prägt Hönigswald den Begriff der *l e t z t d e - f i n i e r t e n I n s t a n z*. Die Frage stellt sich also genauer so: Wie ist eine letzte Instanz

möglich, die sich *a l s* letzte definiert? Die Antwort haben wir im vorhergehenden Abschnitt schon gegeben. Im Sinne der dortigen Angaben kann Ansatz nichts anderes heißen als den Ansatz vollziehen¹¹.

Gegenständlichkeit wird gesetzt. In diesem Setzen wird sie *a l s* Anfang gesetzt. Als Anfang philosophischer Forschung ist sie Prinzip. Gegenständlichkeit wird mithin als Prinzip gesetzt. Genauer: sie wird *v o r a u s* gesetzt. Das Setzen erweist sich als Voraussetzen. Daraus folgt, daß Gegenständlichkeit Faktum ist. Wir versuchen dies noch anders auszudrücken. Etwas als Prinzip setzen heißt, es voraussetzen. Denn das Prinzip als das Gesetzte - soll es Anfang sein - beherrscht noch das Setzen. Im Setzen stellt sich das Gesetzte als Vorausgesetztes dar. Nichts anderes heißt, das Gesetzte ist als Letztes definiert. Demnach wird nicht ein Letztes "geschaut" - etwa in unmittelbarer Evidenz - , sondern definiert. Was unmittelbare Evidenz heißen soll, kann nur dann erklärt werden, wenn sie auf begründbar Letztes zurückgeht, nicht aber, wenn in ihr allererst Letztes geschaut werden soll. Was ist mit all dem gewonnen?

Im Setzen erweist sich Gegenständlichkeit als ein doppeltes: Gesetztes und Vorausgesetztes. Gegenständlichkeit ist also zweierlei, Prinzip und Faktum in Eins. Sie ist einerseits Prinzip, sofern sie als Gesetztes vielmehr *v o r a u s g e s e t z t*, d.h. Faktum ist. Andererseits ist Gegenständlichkeit Faktum aber nur, weil sie - einmal *g e s e t z t* -

sich als vorausgesetzt d e f i n i e r t . Bloßes Setzen ist unmittelbares Hinweisen, d.h. Zeigen. Im Zeigen ist einfach nur Faktizität. Aber das Zeigen geschieht von woher. Von diesem her wird das Gezeigte - Faktum - als a n d e r e s , U n t e r - s c h i e d e n e s , b e s t i m m t . In diesem allgemeinen Sinne wird das Gesetzte "definiert". Als was kann sich das Gesetzte hier bestimmen? Im Zeigen muß das Gezeigte, als dessen Ergebnis schon der "Ursprung" des Zeigens sein. Das Gesetzte kann daher nur als Vorausgesetztes definiert werden. Das schlechthin Vorausgesetzte ist Prinzip. Das Faktum überhaupt - es handelt sich hier nicht um irgende i n Faktum - ist als Prinzip bestimmt. An der Gegenständlichkeit werden Prinzipialität und Faktizität unterscheidbar und fallen zugleich zusammen. Prinzip und Faktum sind mithin korrelativ. Damit besitzen wir zugleich die Methode für unser weiteres Vorgehen. Es wird nämlich im folgenden darum gehen, Korrelativsetzungen zu vollziehen. Über die Darstellung des Anfangs wissen wir, was es heißt, zwei Faktoren sind korrelativ. Im Setzen des einen muß sich der andere als voraus- bzw. mitgesetzt erweisen.

Fassen wir die Ergebnisse dieses Abschnitts kurz zusammen, so müssen wir dreierlei festhalten. Erstens: Im Ansatz der Gegenständlichkeit sind Prinzip und Faktum korrelativ gesetzt. Zweitens: Gegenständlichkeit ist insbesondere als A n s a t z Distinktionsbasis. Denn im Ansetzen

schieden sich uns Gesetztes - Prinzip - und Vorausgesetztes - Faktum. Beide Faktoren fallen in der Distinktionsbasis als ihrer Grenze zusammen¹². Drittens: Unser Ansatz darf zugleich als Einführung in unsere Methode gelten. Er führt die Korrelation zweier Faktoren exemplarisch vor. Exemplarisch darf nicht dahingehend mißverstanden werden, als wäre ein beliebiger Fall einer Spezies gezeigt. Exemplarisch eingeführt heißt zwar stets, an einem Fall eingeführt, aber es handelt sich hier um einen Fall ursprünglicher Art: Korrelation wurde am ersten möglichen Fall aufgewiesen.

GEGENSTANDSTHEORIE

BESTIMMTHEIT

Gegenständlichkeit als ursprüngliche Setzung erwies sich als Gefüge von Momenten. Im Wechselspiel von Setzen und Voraussetzen stellte sich Gegenständlichkeit als unhintergebar, d.h. als letzte Instanz dar. Dies ist das eine. Das andere ist, daß diese Instanz sich als Letzte definiert. Das Prinzip gilt uns als Faktum bestimmt, und das Faktum steht unter Bedingungen des Prinzips. Der Unterschied beider Momente ist der Unterschied von Setzen und Voraussetzen. Ihre Einheit besteht darin, daß beide Momente dem einen ursprünglichen Ansatz entspringen. Das meint: Setzung und Voraussetzung, bzw. Gesetztes und Vorausgesetztes kommen darin überein, Setzung zu sein, bzw. sich der Setzung zu verdanken. Differenz und Einheit verschiedener Momente erstellen und damit Korrelativsetzung vollziehen heißt aber nichts anderes als Bestimmen. Damit ergibt sich: Am Ende unserer Erörterungen aus der Einleitung sowie am Anfang unserer weiteren Analyse steht Gegenständlichkeit als Bestimmtheit. Nachdem die erste Bestimmtheit erstellt ist, wird uns die Bestimmtheit selbst zum Problem. Freilich nicht in der Weise, als gelte es, für sie einen irgendwie gearteten substantialen Grund anzugeben. Bestimmtheit so bestimmen zu wollen, hieße, sie zu leugnen (vgl. E, S. 9). Es geht im folgenden darum, die Momente, die immer schon im Gebrauch sind, wenn von Bestimm-

heit die Rede ist, durch Analyse aufzudecken. Wir fragen - Kantisch - nach den Bedingungen der Möglichkeit von Bestimmtheit. Dabei ist - wie schon oben angemerkt - Leitfaden unseres Unternehmens der Begriff des Gegenstandes. Gegenstand sein heißt, bestimmt sein. Was keiner Bestimmung zugänglich ist, ist das Unbestimmte schlechthin. Dieses Unbestimmte kann nicht einmal als das Unbestimmte bestimmt werden. Damit kann es nicht Problem werden oder in eine Frage eingehen. Mithin kann es auch nicht Gegenstand sein.

Bestimmen ist das Setzen eines Prädikates für etwas mit Ausschluß des Gegenteils (vgl. PS, S. 30). Der Ort dieses Setzens ist das Urteil. Bestimmtheit vollzieht sich im Urteil (vgl. S, S. 196). Somit gilt, daß die Möglichkeitsbedingungen der Bestimmtheit auch die des Urteils sind.

Die weitere Analyse kann zweigleisig verfahren. Im ersten Absatz des Textes werden die Faktoren des Prinzipieninbegriffs über Korrelativsetzungen - d.h. synthetisch - erstellt. Im zweiten Absatz wollen wir diese Faktoren - mehr analytisch - am Urteil aufweisen.

Ist-Bestimmtheit

Bestimmtheit ist Einheit verschiedener Momente. Einheit verschiedener Momente heißt mit Bezug auf den Gegenstand, den sie bestimmt, Identität (vgl. AA, S. 207). Für die allgemeine Darstellung der Identität gilt uns das "Ist". Somit dürfen wir, sofern wir das Moment der Einheit in der Bestimmtheit

betonen, kurz Ist-Bestimmtheit sagen.

Im Urteil verknüpft das Ist gewisse Vorstellungen miteinander. Diese Verknüpfung erscheint nicht bloß als zufälliges Aggregat, sondern als Einheit. Das Urteil "Der Philosoph ist Gelehrter" meint nicht, die Vorstellungen "Philosoph" und "Gelehrter" geraten zufällig zusammen. Darüber hinaus bedeutet es auch keine Abstraktion von irgendwelchen Bestimmungselementen im Begriff des Philosophen (vgl. D, S. 178). Im "Ist" dieses Urteils konstituiert sich vielmehr eine Einheit - wir dürfen sie später Gegenstand nennen¹³ - , die das Eine wie das Andere ist. Was ein Gelehrter ist, stellt sich in seiner Vollkommenheit im Philosophen dar. Daß das Ist stets dieses meint, verweigert, es als bloße Kopula, als leeres logisches Verknüpfungszeichen, aufzufassen (vgl. MI, S. 36; S, S. 202).

Sinnbestimmtheit

Identität ist stets Einheit v e r s c h i e - d e n e r Momente. Ohne Unterschied ist keine Einheit, und ohne Einheit besteht kein Unterschied. Verschiedenheit der Momente in der Bestimmtheit ist das, woraufhin bzw. wohinein die Funktion der Einheit geht. Das "Woraufhin" ist intentional. Somit macht die Verschiedenheit der Momente in der Einheit gerade deren intentionalen Charakter aus. Betonen wir nun das Moment der Verschiedenheit in der Bestimmtheit, so wollen wir letztere Sinnbestimmtheit nennen. Sinn und Intention werden von Hönigs-

wald synonym gebraucht. Nennt man die Setzung als Akt der Ist-Bestimmtheit Synthesis, so bedeutet Setzung als Akt der Sinnbestimmtheit Heterothesis.

Im Urteil betrifft die Sinnbestimmtheit den Urteilsinhalt. Dem zu bestimmenden Gegenstand wird ein bestimmtes Prädikat zugesprochen. Das Prädikat sagt aus, was der Gegenstand ist. Solches Was ist stets vermeint. Da es als Urteilsinhalt noch bezüglich der Relation "wahr - falsch" indifferent ist, ist es "bloß vermeint". Diese Indifferenz wird sich später als vorläufig bzw. relativ zu "wahr-falsch" erweisen. Auch in ihr fällt der Inhalt als das Vermeinte nicht mit dem Akt des Vermeinens zusammen. Denn als dem Anderen des Aktes kommt dem Inhalt schon ein gewisser Gegenstandswert zu: eben dieser Vorstellungsgegenstand zu sein. Worin drückt sich dies aus, das Andere des Aktes zu sein? Hönigswalds Antwort lautet: Es drückt sich aus

"in jener spezifischen Einheit, jener Einzigkeit, vermöge deren der Inhalt sich den Akten, das gewußte, bzw. zu wissende 'Etwas' der Vielheit und Mannigfaltigkeit seiner Wissensaspekte gegenüberstellt. Ja, genau besehen ist die Möglichkeit, überhaupt von einem 'Inhalt' zu sprechen, an die Bedingung solcher Einheit geknüpft." (D, S. 166).

Und explizit:

"Jene Einheit..., jene Einzigkeit des 'I n h a l t s' gegenüber den 'Akten' ist die Eindeutigkeit - und Eindeutigkeit heißt hier Einstimmigkeit mit sich selbst - des Gewußten." (D, S. 167).

Die Tatsache also, daß der Inhalt in bezug auf wechselnde Akte seines Vermeinens derselbe bleibt, macht ihn zum Anderen des Aktes, d.h. zum Gegenstand

im weiteren Sinn. Kurz: Selbstgleichheit bedingt die Möglichkeit des Gemeinten und des Meinens. An dieser Stelle unserer Untersuchungen darf der Unterschied zwischen Meinen und Gemeintem, Intention und Intentum bzw. Vollzug und Gegenstand noch unerörtert bleiben. Alles, was den Vollzug betrifft - mit- hin das Subjekt, wird später abgehandelt werden. Was uns hier allein interessiert, ist die Gegenstandstheorie. Nur am Gegenstand wird uns das Subjekt zum Problem. Festzuhalten ist fürs erste nur folgendes: Der Inhalt ist das Sinnbestimmte, das intentional Vermeinte. Er macht die Heterothesis im Urteil unter der Bedingung der Synthesis aus (vgl. MI, S. 36). Sinn bezeichnet also die Semantik, das Ist die Syntax, um es in der Sprache der Semiotik auszudrücken.

Geltungsbestimmtheit

Nach dem bisher Gesagten kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß sich die beiden Faktoren - Sinn und Ist - wechselseitig fordern. Indem der eine Faktor gesetzt ist, ist zugleich der andere mitgesetzt bzw. vorausgesetzt. Es handelt sich also um die gleiche Struktur des Verfahrens wie im Ansatz unserer Analysen. Sinn und Ist sind korrelative Momente der Bestimmtheit. Im Begriff des Sinnes kehrt das Moment des Faktischen wieder. Es stellt sich hier in der Verschiedenheit der Momente der Bestimmtheit als Gegebenheit dar. Das Korrelativ - Prinzip - wiederholt sich im Faktor Ist. Beide Faktoren: Setzen

und Voraussetzen treten allerdings nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt auf. Dort erscheinen sie als Formen der Synthesis, hier als Ausdruck der *E i n h e i t d e r S y n t h e s i s*. Schon Kant bestimmte das "Ist" als Repräsentanten jener Einheit¹⁴. Wir wollen damit unseren mehr methodischen Rückblick bewenden lassen. Unsere Aufgabe ist nunmehr, die Korrelation von Sinn und Ist zu bestimmen. Die Korrelation ist Ausdruck der Zusammengehörigkeit von Ist und Sinn. Im Begriff der *G e l t u n g* findet diese Zusammengehörigkeit ihre terminologische Bestimmung.

Was besagt Geltung in Ansehung des Urteils? Der Urteilssinn kennzeichnet das Was-Sein des Gegenstandes, das Ist als die Form des Urteils die Einheit des Sinnes, d.h. dessen Eindeutigkeit. Wir sahen, daß der Sinn als solcher noch nicht wahr bzw. falsch sein muß. Aber dadurch, daß in ihm Verschiedenes vermittelt der bloßen Form des Ist in Einheit gesetzt wird, erhebt das über ihn gefällte Urteil den Anspruch auf Geltung. Das Ist bedeutet also zweierlei: *E i n h e i t* des Unterschiedenen und Geltungsanspruch. Letzterer behauptet das Daß-Sein des Gegenstandes:

"Jener (der Gegenstand) ist...mehr als eine Funktion der Eindeutigkeit in die Gewußtheit (Inhalt). Insonderheit ist seine Eindeutigkeit von spezifischer Ordnungsbestimmtheit. Der 'Gegenstand' hat allemal ein Verhältnis zu dem 'Sein'" (D, S. 167).

"Diese Beziehung auf einen Seinswert nun schließt unweigerlich eine Beziehung auf einen Geltungs-

bzw. Wahrheitswert in sich. Die Aussage über eine Seinsbestimmtheit, deren Umfang und Art, ergeht im Namen, d.h. nach Maßgabe der Bedingungen gewisser Erkenntnis-, bzw. Geltungssysteme...Die Konstatierung der Erfüllung dieser Bedingungen - nichts anderes nun ist das Urteil über das 'Sein' des Gegenstandes!" (D, S. 168).

Der Inhalt, das Gemeinte, war durch seine Eindeutigkeit gegenüber den wechselnden Vollzügen des Meinens, der Gewußtheit, gekennzeichnet. Dies besagt, Inhalt sei eine Funktion der Eindeutigkeit in die Gewußtheit. Nun kommt dem Gegenstand als dem nicht mehr bloß Vermeinten stets auch Eindeutigkeit zu. Das setzt noch keinen Unterschied zum bloßen Inhalt. Vielmehr ergibt sich der Unterschied erst dadurch, daß hier Eindeutigkeit nicht mehr nur Einstimmigkeit mit sich selbst, Selbstgleichheit meint, sondern daß Eindeutigkeit ordnungsbestimmt ist. Zum damit gestellten Problem der Methode kommen wir später. An dieser Stelle interessiert uns erst, inwiefern die Korrelation von Ist und Sinn den Faktor Geltung ins Spiel bringt. Das Urteil setzt das Ist auf die Weise dessen, *was* ist, also intentional. Die Intentionalität des Urteils ist seine Richtungsbestimmtheit. Die Richtungsbestimmtheit steht unter den Bedingungen des jeweiligen Erkenntnisystems. Damit geht sie auf dieses System. Daher dürfen Sinnbestimmtheit und Systembestimmtheit in dieser Hinsicht gleichgesetzt werden. Erfüllt nun die Einheit, die das Ist im Urteil herstellt, diese Richtungsbestimmtheit, so *g i l t* das daraufhin ergehende Urteil. Dieser Tat-

bestand kennzeichnet nichts anderes als die gelungene Zusammengehörigkeit von Ist und Sinn, von der oben die Rede war.

Hönigswald sagt dazu:

"Das Urteil setzt anders ausgedrückt, das 'ist' auf die Weise dessen, 'was' - 'ist'. Es, das Urteil selbst, 'ist' erst auf diese Weise; genau so wie diese Weise im 'ist' eine Bestimmtheit erlangt, um derentwillen allein gefragt werden kann und muß, ob ein Urteil 'wahr' sei." (MI, S. 36).

Und weiter unten faßt Hönigswald das Aufeinander-Angewiesen-Sein von Ist und Sinn, Form und Inhalt, wie folgt zusammen:

"Das 'ist', die Gegenständlichkeit verbürgende Form des Urteils, bedeutet stets schon gegliederten Urteilsinhalt: Urteilssetzung, Urteilsgesetzlichkeit, 'Synthesis' schließt Gliederungsmannigfaltigkeit des Gesetzten, Mannigfaltigkeit des Abgegrenzten, schließt 'Heterothesis' ein" (a.a.O.).

Die Mannigfaltigkeit der Methoden

Bei ihrer Einführung bestimmten wir die Momente Ist und Sinn als Einheit und Unterschiedenheit in der Bestimmtheit. Die Einheit stellt sich für alle Geltungssysteme gleich dar. Verschiedene "Einheiten" kann es nicht geben, weil das Ist unhintergebar ist. Es bestimmt sich als letztdefinierte Instanz¹⁵. Das Moment der Unterschiedenheit findet seine Darstellung in der Mannigfaltigkeit der Geltungssysteme und Methoden.

"Es sind verschiedene Beziehungen, auch Beziehungen zwischen verschiedenen Inhalten, die je nach der Verschiedenartigkeit der einzelnen Geltungsgebiete die Funktion der Gegenständlichkeit repräsentieren, in denen sich also diese Funktion verkörpert. So

treten für die verschiedenen Geltungsgebiete als Repräsentanten der Funktion der Gegenständlichkeit nebeneinander: das Naturgesetz und der Pflichtbegriff, die Normen künstlerischer Gestaltung und Wertbeurteilung, die Glaubenswahrheit und die Verbindlichkeit des Rechts." (SK, S. 104; vgl. Spin., S. 472)

Nach abzählbarer Vollständigkeit der Geltungsgebiete, bzw. Leitbegriffe zu fragen, ist ebenso sinnlos wie nach einem Grund des Ist. Verkörpert die Mannigfaltigkeit die Sinnbestimmtheit und repräsentiert Sinnbestimmtheit das Moment Faktum, so kann die Vielzahl der Leitbegriffe und Geltungssysteme nur konstatiert werden. Prinzipiell kann man "sich diese Mannigfaltigkeit nicht groß genug denken" (SK, S. 104). Sie ist eben als diese Mannigfaltigkeit Prinzip. Dies unterscheidet das Hönigswaldsche System von anderen, daß das Faktische zu oberst in Ansatz gebracht ist¹⁶. Dieser Umstand kehrt auf jeder Stufe der Korrelativsetzung wieder. An dieser Stelle zeigt er sich als sinnbestimmte Geltungsdifferenz. Die mit dem Sinn gesetzte Mannigfaltigkeit beschränkt sich nicht auf die Verschiedenheit der Geltungsgebiete. Vielmehr geht sie auf alles Sinnbestimmte. Auch innerhalb eines Geltungsgebietes wird in jedem Urteil Einheit gemäß verschiedener Bedingungen erstellt. Diese Tatsache berechtigte uns auch oben in den Erläuterungen, uns fürs erste auf Inhalt und Form des Urteils zu beschränken, auch wenn es sich dabei um einen Vorgriff handelte, wie der folgende Abschnitt zeigen wird.

DER BEGRIFF

Das Zusammen von Sinn und Ist, wofür wir den Terminus Geltung geprägt haben, stellt sich im Begriff dar. Denn der Begriff bezeichnet etwas. In dieser Funktion ist er einmal durch seinen Sinn bestimmt. Zum anderen ist er gerade als Zeichen für etwas Träger der Einheit des Etwas und damit der Ist-Bestimmtheit. Indem er beides in einem verbindet, ist er geltungsbezogen bzw. geltungsbestimmt (vgl. AP, S. 71; MII, S. 230; MI, S. 75).

Begriff als Relation

Der Begriff bezieht sich auf etwas oder, wie Hönigswald des öfteren sagt, der Begriff be - greift etwas. Seine Funktion, etwas zu be - greifen, nennen wir seine Relationalität. Wie ist der Begriff als Relation möglich? Das, worauf er sich bezieht, muß er selbst sein, muß mit ihm identisch sein. Ohne verbindende Einheit gäbe es keine Beziehung. Also kehrt das Moment der Ist-Bestimmtheit in der Relationalität wieder, wenn auch in verwandelter Gestalt. War der Ist-Bestimmtheit die Mannigfaltigkeit qua Sinn äußerlich, so ist nun, nachdem wir durch die Korrelation von Ist und Sinn hindurchgegangen sind, der Relation die Mannigfaltigkeit qua Verschiedenheit der Bezugspunkte innerlich. Denn der Begriff ist das andere, worauf er sich bezieht, wenn immer Beziehung einen angebbaren Sinn haben soll.

Der Sachverhalt sei an einem Beispiel erläutert. "Der Historiker ist Gelehrter". Der Begriff "Gelehrter" bezieht sich auf Historiker. Um von Beziehung zu sprechen, muß Einheit vorliegen. "Gelehrter-sein" besagt also nichts anderes als "Historiker-sein". Die Relationen-Logik wendet sich gegen Abstraktions- bzw. Klassenlogik (vgl. AA, S. 34 ff.). Deshalb ist an dieser Stelle vornehmlich ein klassenlogischer Einwand zu entkräften. Die Gattung "Gelehrter" umfaßt nicht die Arten "historischer Gelehrter" und "Vernunftgelehrter" als ihre Bestimmungselemente (vgl. D, S. 178; AA, S. 258). Sie ist nicht Menge von Elementen. Denn in der Konsequenz solcher Auffassung läge es, einen allgemeinsten Begriff zuzulassen, der schlechthin alle anderen Begriffe als seine Bestimmungselemente umfaßte. Dadurch wäre er selbst unbestimmbar. Indem der allgemeinste Begriff alles bestimmte, bestimmte er in Wahrheit nichts¹⁷. Der allgemeinste Begriff als die oberste Gattung wäre keine Bestimmtheit. Denn es ließe sich keine - wenn auch noch so undifferenzierte - Gattung "darüber" angeben. Es treten in der Klassenlogik die gleichen Paradoxien auf wie in der Mengenlehre mit dem Begriff der Menge aller Mengen. Doch läßt sich nicht nur so argumentieren, daß der oberste Begriff kein Begriff wäre, weil er ansonsten sich selbst "enthielte", wie etwa die Menge aller Mengen sich selbst enthalten müßte. Vielmehr kann die genannte Theorie auch an der einfachen Prädikation widerlegt werden. Besagt Gelehrter-sein mehr

als Historiker-sein? Wäre dem so, dann könnte der Historiker nicht ganz Gelehrter sein. Er wäre etwa nur ein halber Gelehrter. Oder anders gewendet: Gelehrter-sein enthielte ein Bestimmungselement, das für Historiker-sein nicht zuträfe, bzw. umgekehrt. Hönigswald stellt dem entgegen, daß die Begriffsbeziehungen nur aus der Methode der Analysis zu verstehen seien (vgl. AA, S. 130). Die Abstraktionstheorie führt - vom Universalienstreit ganz zu schweigen - zu Widersprüchen, die durch die Analysis vermieden werden.

"Denn im Bereich der Analysis gibt es ein zusammenfassendes Abstrahieren der Ergebnisse auf Grund der Kenntnis vieler Einzelfälle nicht; kein Abzählen also des Einzelnen, sondern die Erfassung seiner Notwendigkeit aus den definierenden Bedingungen seiner 'Möglichkeit'." (Spin, S. 458; vgl. Rou, S. 18 f.; Ro, S. 437).

Wie aus diesem Zitat ersichtlich wird, gilt Hönigswalds Analysis nicht als Gegenbegriff zu Synthesis. Die strikte Gegenüberstellung beider - wie sie bei Kant einer bestimmten erkenntnistheoretischen Absicht dient, nämlich der Lösung der Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori - lehnt Hönigswald ab (vgl. MI, S. 29). Die Bedingungen sind in dem Bedingten enthalten. Insofern ist das Verfahren, vom Bedingten zu den dasselbe definierenden, d.h. bestimmenden Bedingungen vorzustoßen, analytisch. Gleichwohl war das Bedingte stets schon synthetisch erstellt. Daher ist es für Hönigswald nur eine Frage der jeweiligen Anwendung, bzw. der jeweiligen Wissenschaft, ob dieses Ver-

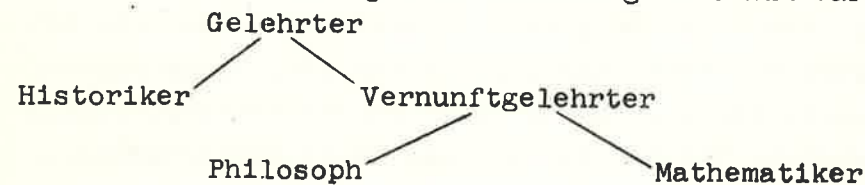
fahren über transzendente Reflexion zur letzten Hypothese, dem Anhypotheton, vorstößt oder im unendlichen Regreß von Hypothese zu Hypothese fortschreitet. Letzterer Fall liegt bei den Begriffsbeziehungen vor. "Gelehrter" bezieht sich auf "Historiker" wie Bedingung auf Bedingtes. Ohne zu wissen, daß dies ein Gelehrter ist, kann die Bestimmung des Dies nicht zum Begriff des Historikers übergehen. Zugleich: ohne zu wissen, daß dies ein Historiker ist, kann die Analysis nicht zu der definierenden Bedingung, die sich im Begriff des Gelehrten darstellt, vorstoßen. Beides ist hypothetisch. In beiden Fällen ist die Hypothese auch nur aufgenommen, und kann, ja muß, hinterfragt werden. Wir kommen darauf noch zurück.

Begriff als Substrat

Wir haben gesehen, daß der Begriff Relation, d.h. Beziehung, ist. Als solche muß er sich auf etwas beziehen. Dieses Etwas ist Substrat der Beziehung. Substrat heißt hier das für die Beziehung Vorliegende, das Andere, worauf sich der Begriff als Relation bezieht. Das Substrat ist aber selbst wieder nur Begriff. Infolgedessen tritt der Begriff in der ihm immanenten Beziehung gedoppelt auf. Seine Gedoppeltheit ist das Moment der Mannigfaltigkeit. Dieses Moment haben wir in obiger Korrelation an dem Faktor Sinn kennengelernt. Es tritt hier allerdings als immanente Mannigfaltigkeit auf. Der Unterschied ist dem Begriff, sofern er sich im Ur-

teil expliziert, innerlich. War die Verschiedenheit im Sinn dem Ist noch äußerlich, da ja Bestimmtheit als ganzes Funktion des Ist - der Form - in den Sinn - Inhalt - bedeutet, so gilt uns jetzt der Begriff als das Resultat dieser Funktion, als Ist und Sinn in einem. Wir waren davon ausgegangen, daß der Begriff Träger jener Einheit qua Geltung ist. Was wir bisher ausführten, war die Aufdeckung der Darstellung jener Einheit.

"Gelehrter" bezog sich in unserem Beispiel von oben auf "Historiker". "Historiker" fungierte für die Beziehung als Substrat. Es besteht kein Zweifel, daß auch "Historiker" Begriff ist. "Historiker" ist durch "Gelehrter" bestimmt, wie umgekehrt "Gelehrter" die Bestimmung des "Historikers" ist. So stellt sich im einfachen prädikativen Urteil schon das korrelative Verhältnis von Relation und Substrat vor. Wir wollen noch klären, was die Rede von der Mannigfaltigkeit in bezug auf den Faktor Substrat besagt: Die Gattung "Gelehrter" zerfällt in zwei Arten: "Vernunftgelehrter" und "Historiker", d.h. historischer Gelehrter. "Vernunftgelehrter" wiederum tritt als Gattung in "Philosoph" und "Mathematiker" auf. Auf das Problem der Dichotomie wollen wir an dieser Stelle nicht eingehen. Gewöhnlich stellt man die Begriffsbeziehungen in einem Begriffsbaum dar.



Will man das Urteil "Der Vernunftgelehrte ist Gelehrter" belegen, so gibt man gewöhnlich ein Beispiel: "Kant ist Vernunftgelehrter und Gelehrter", oder: "Gauß ist Vernunftgelehrter und Gelehrter". Der Begriff als Substrat hat die Mannigfaltigkeit, hier Kant und Gauß, in sich. Dies ist das Eine. Andererseits ist das Substrat selbst Ausdruck der Mannigfaltigkeit, z.B. als: "Der Vernunftgelehrte ist Gelehrter" und "Der historische Gelehrte ist Gelehrter". Besonders deutlich wird dieser Tatbestand an den abstrakten Formen, "D i e s e r und j e n e r ist Gelehrter". Die so aufgewiesene Mannigfaltigkeit erscheint aber stets nur im Horizont der einen Gattung oder - mit Hönigswald zu reden - aufgrund der sie definierenden Bedingung. Wir sprachen oben davon, daß die Gedoppeltheit des Begriffs das Moment der Mannigfaltigkeit ausmacht. Nach dem jetzt Erörterten dagegen scheint es vielmehr in der Vielfalt der Arten bzw. deren beispielhafter Einführung zu liegen. Der Schein einer verschiedenen Argumentation läßt sich leicht auflösen. Es handelt sich in beiden Fällen um den gleichen Sachverhalt. Daß der Begriff qua Substrat - Vernunftgelehrter - das andere der Relation - Gelehrter - ist, besteht eben darin, daß der Vernunftgelehrte über Negation der Nebenart - historischer Gelehrter - definiert ist. Und insofern der historische Gelehrte ebenso Gelehrter ist, liegt der Unterschied der beiden Arten in der Gattung. Anders gewendet: Von der Gattung qua Distinktionsbasis,

d.h. als Grundlage für die Unterscheidung, aus gesehen, erscheint das Substrat hier als nur eines von zweien. Das andere der Relation - hier der Gattung - erscheint gerade als Mannigfaltigkeit bzw., da es das einzelne ist, als i n der Mannigfaltigkeit einbehalten.

Der Gegenstand als Zusammen von Relation und Substrat im Begriff

Wir wollen im folgenden das Verhältnis von Gegenstand und Begriff klarmachen. Hönigswald sagt: "Der Begriff ist zugleich Relation und Substrat und er ist das eine, weil und sofern er das andere ist" (D, S. 179).

Dieses Zitat gilt uns dabei als Zusammenfassung des bisher Erörterten und zugleich als Ausgangspunkt unserer weiteren Bestimmung des Prinzipienbegriffs der Gegenständlichkeit.

Wir haben oben die Bestimmungen Relation und Substrat mehr oder weniger willkürlich getrennt, um sie in unserer fortschreitenden Analyse deutlicher zu Gesicht zu bringen. Außerdem geht es in unserer Methode als Entfaltung korrelativer Beziehungen stets zunächst um den Abstand der Korrelata, um hernach die Korrelation als Ganzes zu bestimmen. Bei der Zeichnung des korrelativen Abstandes erschien der Begriff in seiner Funktion, Subjekt zu sein, als Substrat. Dies darf nicht dahin mißverstanden werden, als handele es sich beim Oberbegriff immer um den Begriff qua Relation. Man stelle das obige Urteil um und erhält: Der Gelehrte ist Ver-

nunftgelehrter; z.B. Kant. Hier fungiert die Gattung als Substrat, die Art als Relation im Begriff. Man erkennt, daß die Aufspaltung der Momente des Begriffs auf Subjekt und Prädikat von der künstlichen Isolierung des Urteils abhängt. Läßt man aber das Urteil in seinem Bestimmungszusammenhang - Kant -, so bleibt es dasselbe. Denn es drückt die gleiche Bestimmtheit aus: Die Einheit des Unterschiedenen in der Identität - Kant. Wir sahen oben schon, daß das Ist im Urteil dessen Objektivität verbürgt. Das Ist konstituiert das Objekt bzw. nach Hönigswald den Gegenstand. Es konstituiert ihn in der Weise des Begriffs. Der Begriff wiederum darf nach ergangenen Urteil als Repräsentant des Ist stehen (vgl. UM, S. 187 f.). Er ist als Einer die Einheit von Relation und Substrat und damit das Objekt selbst. Das Ist ging in ihn ein. Der Begriff ist so gefaßt der Gegenstand.

"Begriff und Gegenstand sind also nicht zwei 'Wirklichkeiten', durch eine unergründliche Kluft voneinander getrennt. Denn einmal fordern 'Wirklichkeiten' selbst eine methodisch-begriffliche Bestimmung; sodann aber bedeuten sie Setzung, d.h. korrelatives Auseinandertreten, Auseinandertreten innerhalb einer geltungsmäßig definierten Beziehung und gemäß den Bedingungen dieser Beziehung. Der 'Begriff' in seiner Bestimmtheit ist allein das Maß der 'Wirklichkeit' des Gegenstandes." (S, S.206)

Begriff und Gegenstand sind vielmehr ein und dasselbe. Nur in gewisser Hinsicht erscheinen sie getrennt.

"Faßt man die Bedingungen ins Auge, die die Setzung, d.h. die Bestimmung des Gegenstandes beherrschen, so spricht man von Methoden und Begriff...Meint man aber die durch Begriff und Methoden erzielte Bestimmtheit selbst, so redet man vom 'Gegenstand'." (S, S. 206).

So sind es auch stets nur verschiedene Perspektiven, wenn Hönigswald einmal von der gegenständlichen Bestimmtheit, ein andermal von dem strukturierten Gegenstand spricht. Es handelt sich beidesmal in Wahrheit um den Begriff (vgl. AP, S.64 ff.; HD, S.142 f.)

Zur Prädikation

Wir haben auf S. 31 einen Begriffsbaum aufgestellt. Indem wir die Konstruktion dieses Baumes in einer Kette von Urteilen darstellen, wollen wir uns den Zusammenfall von Relation und Substrat noch einmal verdeutlichen.

- 1.1 Der Gelehrte ist Vernunftgelehrter.
- 1.2 Nein, der Gelehrte ist historischer Gelehrter.
- 2.1 Dieser Gelehrte ist Vernunftgelehrter (Kant).
- 2.2 Jener Gelehrte ist historischer Gelehrter (Ranke).
3. Also gilt: Nicht alle Gelehrten sind Vernunftgelehrte, und nicht alle Gelehrten sind historische Gelehrte.
Wer ist Vernunftgelehrter?
- 4.1 Der Philosoph ist Vernunftgelehrter.
- 4.2 Nein, der Mathematiker...
- 5.1 Dieser Vernunftgelehrte ist Philosoph (Kant).
- 5.2 Jener Vernunftgelehrte ist Mathematiker(Euler).

6. Also gilt: Nicht alle Vernunftgelehrten sind Philosophen, und nicht alle Vernunftgelehrten sind Mathematiker.

Oder kürzer:

7. Der Philosoph ist Ethiker. Der Ethiker ist der Nicht-Theoretiker. Der Theoretiker ist Philosoph.
8. Widerspruch! Also: nicht alle Philosophen sind Theoretiker, und nicht alle Philosophen sind Ethiker.

1. - 4. kann als Dialog gelesen werden. Zu bestimmen ist der Begriff des Gelehrten. Dieser fungiert als Substrat der Urteilsbeziehung. Vernunftgelehrter wird relational dem Substrat zugesprochen. Resultat ist einfache Gleichheit, d.h. einfache Einheit der beiden Begriffe. Nun gibt es zwei Möglichkeiten der Stellungnahme zu diesem Urteil: Zustimmung oder Ablehnung. Stimmt man zu, so beläßt man das Urteil, und der Gelehrte gilt als bestimmt. Die Einheit von Relation und Substrat ist nicht in Zweifel gezogen worden. Lehnt man ab, dann muß in der Bestimmung fortgefahren werden (1.2). Es entstehen entgegengesetzte Urteile. Sie müssen belegt werden. Dies geschieht durch Beispiele. Letztere zerstören die einfache Gleichheit. Sie bringen die Mannigfaltigkeit im Substrat zur Sprache. Mannigfaltigkeit bedeutet stets Differenziertheit. Es entsteht Differenz: Dieser und nicht Jener, oder stärker: Dieser ist "Nicht-Jener". Aus dem Gegensatz, der im einfachen Zuspochen bzw. Absprechen (1.1

und 1.2) bestand, wird ein Widerspruch. Die Urteile - 1.1 und 2.2 bzw. 1.2 und 2.1 - schließen sich gegenseitig aus. Ihr Wechselverhältnis ist das der Kontradiktion. Der Widerspruch stellt den subjektiven wie objektiven Zwang dar, in der Bestimmung fortzufahren (vgl. AA, S. 47). Die beiden singulären Urteile (2.1 und 2.2) gelten. Denn sie drücken bloße Faktizität aus. Gegen ein Faktum läßt sich schlechterdings nicht argumentieren, lediglich gegen seine Bestimmung. Ist also ein Widerspruch entstanden, so muß die fortschreitende Bestimmung ihn auflösen. Die beiden Urteile (1.1 und 1.2), die mit ihrer einfachen Gleichheit totale Gleichheit aussagten, müssen falsch sein. Nun gilt aber totale Gleichheit, denn Gelehrte sind ebenso Kant wie Ranke. Andernfalls verlieren die Beispielsätze ihre argumentative Kraft (2.1 und 2.2). Also muß jene Gleichheit für den Fortgang der Bestimmung umgedeutet werden. Von den singulären Urteilen induziert, werden die Urteile in 1.1 und 1.2 zu All-Aussagen quantifiziert und negiert (3.). Der Gegensatz von 1.1 und 1.2 wird dadurch konträr, der von 2.1 und 2.2 subkonträr. Gelehrter als Substrat der Bestimmung angesetzt, hat sich als Gattung (Relation) expliziert. Einheit und Differenz sind erstellt. Der Widerspruch ist über Quantifikation aufgehoben, wodurch zugleich die Quantifikation ihre Funktion verliert. Der Vernunftgelehrte gilt fortan zu Recht als Gelehrter. Die Bestimmung fährt fort, indem sie die eine Art (Vernunftgelehrter)

festhält und die andere fallen läßt (historischer Gelehrter). Gerade im Belassen der Nebenart (historischer Gelehrter) drückt sich die Absage an die Quantifikation aus. Der Begriff des Vernunftgelehrten, vordem bloße Relation, wird zugleich Substrat, ohne jedoch seine Relationalität qua Beziehung auf den Begriff des Gelehrten zu verlieren. Die Einheit von Relation und Substrat hat ihre Darstellung gefunden.

4.1 - 6. wiederholt das Verfahren. 7. und 8. verkürzt es, indem auf die dialogische Darstellung verzichtet wird. Dadurch kommt umso deutlicher ein Moment zum Vorschein, das schon oben kurz erwähnt wurde, aber erst im folgenden Abschnitt seine volle Bestimmtheit erlangen soll, das Moment der Ordnung qua Sukzession. Die Ordnungsbestimmtheit des Begriffs - dies bedarf keiner weiteren Erläuterung - ist seine Methodenbestimmtheit Methodos - Hönigswald geht auf den Platonischen Ursprung zurück - heißt "Gang" der Bestimmung des Gegenstandes. Die Methode ist stets *E i n e*. Denn es ist nur der *e i n e* Gegenstand, weil die Einheit von Relation und Substrat nur *e i n e* sein kann. Denn wir sprechen hier nicht von irgendeiner Relation und von irgendeinem Substrat, sondern von Relation überhaupt und von Substrat überhaupt. Die Rede von vielen Gegenständen hat ihre Berechtigung darin, daß sich jene Einheit an verschiedenen Substraten und Relationen oder - wie Hönigswald vor allem in den frühen Werken sagt - an verschiedenen Bedeutungs-

beziehungen darstellt. Dies ist notwendig. Denn um der *E x p l i k a t i o n* der Einheit von Relation und Substrat willen gliedert sich *d a s* Substrat in Substrate auf. Es ist das Moment der Faktizität, das sich über den Sinn bis auf die jetzige Stufe der Korrelationenfolge als Substrat durchhält. Und nur sofern wir von einer Mannigfaltigkeit der Gegenstände sprechen dürfen, darf auch von einer Mannigfaltigkeit der Methoden die Rede sein. Oben hatten wir diese als Geltungsdifferenz schon formal angesetzt. Im nächsten Abschnitt wird sich das Problem voll entfalten müssen.

METHODE ALS DIALEKTIK

Wir haben die Korrelation von Substrat und Relation im Begriff entfaltet. Die Einheit der Korrelate in der Korrelation und damit die Korrelation selbst haben wir als den Gegenstand bestimmt. Nun geht es darum, den Abstand der Korrelata, d.h. ihre Differenz gegen ihre Einheit abzugrenzen. Einheit und Differenz der Korrelate der vorgängigen Korrelation stellen die neue Korrelation dar. Einheit bedeutet uns hier Gegenstand, Differenz das oben erwähnte Moment der Ordnung. Letztere wird als dialektische Bewegung der Korrelate Relation und Substrat im Fortgang der Bestimmung zu erweisen sein (vgl. Spin, S. 457; GP, S. 103 f.).

Die Einheit der Methode:
Gegenstand als Ansatz und Ziel

Es gilt, die Einheit von Relation und Substrat herzustellen. Sie ist Ziel der Bestimmung, wie wir oben gesehen haben. Bestimmung heißt hier soviel wie Setzung, Synthesis; Setzen ist zugleich Voraussetzen, wie in der Einleitung gezeigt wurde. Dies wird umso deutlicher, wenn man beachtet, daß hier Setzung als Einheitssetzung von Beziehung - Relation - und Bezogenem - Substrat - erscheint, d.h. als Setzung des Gegenstandes. Der Gegenstand nun hat den Charakter, noch bestimmt werden zu müssen u n d schon bestimmt zu sein. Soll beides dasselbe bedeuten, so heißt Bestimmt-sein soviel wie Bestimmbar-sein. Daß der Gegenstand als noch zu bestimmender in Ansatz gebracht wird, machte seine Bestimmbarkeit und seine Bestimmung aus. Der Gegenstand als Ziel der Bestimmung ist als Ansatz bzw. i m Ansatz vorweggenommen. Anders ausgedrückt: Er ist Ziel und als solches Vorgriff. Somit ist die näher definierte Einheit, die der Gegenstand darstellt, gerade diejenige des Vollzuges der Bestimmung. Der Gegenstand ist hier a l s P r i n z i p i m G e b r a u c h , d.h. der Bestimmung immanent. Ansatz und Ziel ist der Bestimmung dasselbe.

Betrachten wir dazu ein einfaches Beispiel aus der Geometrie, das überdies den Begriff der Analysis klarmacht. Um ein Dreieck zu konstruieren, nehmen wir an, es sei schon konstruiert. Sodann

analysieren wir es, d.h. wir suchen diejenigen Bedingungen, die seine Konstruktion ermöglichen. Haben wir diese Bedingungen gefunden, so gehen wir zur Konstruktion selbst über. Für die Konstruktion bedeutet nun das Dreieck Z i e l . Die Konstruktionsbeschreibung ist hernach die sprachliche Darstellung der synthetischen Bestimmung des Gegenstandes Dreieck (vgl. S. S. 218). Dem ganzen Verfahren - sprich Methode - ist dabei der Gegenstand qua Ansatz und Ziel der Bestimmung derselbe. Der methodisch bestimmte Gegenstand hat sich als derselbe in Ansatz und Ziel erwiesen. Wir sagen sodann, die Aussage, die über den in Frage stehenden Gegenstand ergeht, gilt. Im Ansatz ist der Gegenstand vermeint, also Sinn, verbunden mit dem Anspruch auf Sein bzw. - wie Hönigswald öfter sagt - auf Wahrheit. Im Ziel "ist" der Gegenstand gemäß des Ansatzes. Im Ziel fallen Sinn und Ist zusammen, um es in der Sprache der anfänglichen Korrelation auszudrücken. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, daß dieser Zusammenfall von Sinn und Ist den Tatbestand der Geltung bestimmt. Nunmehr dürften die letzten Zweifel an der Notwendigkeit dieser Bestimmung ausgeräumt sein. Das hier erörterte Beispiel leitet zugleich über zum nächsten Punkt unserer Untersuchung. F ü r den Vollzug der Bestimmung ist der Gegenstand als Ansatz und Ziel derselbe. Diese Selbigkeit macht den Sinn des Vollzuges erst aus. Denn wäre die Selbigkeit nicht vorausgesetzt, dann hätte das Verfahren keinen einigenden Grund. Es wäre mithin un-

sinnig. Dennoch muß die Selbigkeit des Gegenstandes dargestellt werden. Sie muß sich bewähren. Dies geschieht i m Vollzug der Bestimmung. Zu deren Zweck muß Ansatz und Ziel auseinandergehalten werden. Die ursprüngliche Selbigkeit des Gegenstandes tritt aus ihrer Unmittelbarkeit heraus. Die sukzessive Bestimmung muß sie wieder herstellen.

Methode als sukzessive Bestimmung: Ordnung und Dialektik

Ansatz und Ziel treten korrelativ auseinander. Sie verkörpern den Abstand von Relation und Substrat im Begriff. Im Ansatz erscheint der Gegenstand als gegebener, im Ziel als vollkommen bestimmter, d.h. als Idee im Kantischen Sinne. A m Vollzug der Bestimmung werden beide unterscheidbar. I m Vollzug werden sie geschieden, um hernach in eine erneute Einheit einzugehen. Ihre Einheit ist über den Vollzug vermittelt. Worin besteht diese Vermittlung? Im Ansatz ist der Gegenstand bloß vermeint, bestimmbar, d.h. nur als bestimmt vorausgesetzt. Im Ziel dagegen gilt er als bestimmt. Das Verhältnis beider ist folgendes:

"Das Objekt ist das zu Bestimmende; die Richtung auf seine Bestimmung im Nicht seiner Bestimmtheit gesetzt; dieses 'Nicht' somit, soll es selbst Bestimmtheit und Funktion haben, ein 'Noch-Nicht'; das Noch-Nicht der Bestimmtheit deren notwendige Bedingung, in aller Bestimmtheit so gewiß enthalten, als Bestimmtes Aufgabe ist." (AA, S. 191).

Die Vermittlung des Noch-Nicht der Bestimmtheit in die Bestimmtheit selbst ist der Gang der Bestimmung.

In Ansehung ihrer gibt es nur zweierlei: bestimmt und nicht-bestimmt im Sinne des Noch-Nicht. Daher gibt auch diese Zweierstruktur die Ordnung der Bestimmung ab. Das Spiel zwischen bestimmt und noch-nicht-bestimmt macht den methodischen progressus der Forschung aus.

"Diese ergreift Sinnbestände, d.h. sie wägt sie gegeneinander nach der Maßgabe der Gesetzlichkeit des Gegenstands, also letztlich der strukturellen Norm des Urteils, ab. Nur so kommt es zu jenem ewigen Wechselspiel zwischen Frage und Antwort, worin sich alle Wissenschaft gestaltet, zu dem unaufhörlich wogenden Prozeß der Grenzverschiebung und Grenzberichtigung zwischen 'bloßem' Sinn und Wahrheit" (MI, S. 45).

Bloßer Sinn steht für das Noch-Nicht der Bestimmtheit, das im bloßen Meinen des Ansatzes vorliegt. Daß der Gegenstand beides ist, bestimmt und nicht-bestimmt, macht seine dialektische Struktur aus. Sie zeigte sich uns oben schon als Substrathaftigkeit und Relationalität des Begriffs. Jene Struktur muß erstellt werden. Daher hat sie ihre Entsprechung in Beziehung auf den Vollzug. Bezüglich der Gesetzmäßigkeit desselben sprechen wir von Ordnung.

Die Prädikation ist ein treffendes Beispiel eines geordneten Vollzuges. Das Beispiel trifft, weil es fundamental ist. Die wechselseitige Aufhebung von kontradiktorischen und konträren Urteilen, sowie von relationaler Einheit und quantitativer Mannigfaltigkeit sind Ausprägungen jenes Übergangs von Noch-Nicht-Bestimmtheit zu Bestimmtheit und umgekehrt. Wir brauchen darauf nicht mehr näher einzugehen. Ein weiteres Beispiel ist das oben ange-

führte geometrische. In ihm repräsentiert der Wechsel von Analysis und Synthesis jenen Übergang. Die Vielzahl der Repräsentationen jener Ordnung entspricht der Vielzahl der Methoden, den Gegenstand zu bestimmen. Sie sind alle - das ist die These Hönigswalds - auf jene allgemeinste Ordnung von Bestimmbarkeit und Bestimmtheit zurückzuführen. Diese Ordnung stellt sich im dialektischen progressus der Bestimmung dar. Was heißt hier Dialektik? Dialektik besagt, daß im Begriff des Gegenstandes sich schlechthin widerstreitende Momente, Nicht-Bestimmtheit und Bestimmtheit, zusammenfallen. Der Vollzug löst diesen Widerspruch auf und treibt ihn vor sich her, indem er die beiden Momente auseinanderhält und stets wieder vereinigt. Dieser Tatbestand zeichnet ihn gerade als Sukzession bzw. Ordnung aus. Der fortgesetzte dialektische Progreß ist prinzipiell unendlich. Denn es gibt keine Möglichkeit, eines der beiden Momente vor dem anderen auszuzeichnen. Ansonsten bräche die innere Bestimmtheit dessen, was Gegenstand heißen kann, zusammen.

"Keine gegenständliche Bestimmtheit nämlich ist denkbar, zu der sich umfassendere Bestimmtheiten nicht so sollten verhalten können, wie sich 'Wahrheit' zum 'Sinn' verhält." (D, S. 95)

Dieses Zitat macht deutlich, daß die innere Bestimmtheit des Gegenstandes auf die Korrelation von Sinn und Ist zurückgeht. Wahrheit, Ist und Sein dürfen in diesem Zusammenhang als gleichbedeutend angesehen werden.

Gegenstand als Aufgabe: Vollbestimmung der Methode

Wir sahen, der Gegenstand ist g e g e b e n und zugleich Richtpunkt funktionaler Bestimmung. Er ist beides zugleich f ü r die Methode. Korrelation dazu gilt, daß beide Momente getrennt sind i n der Methode. Die Distinktionsbasis für die korrelative Differenz ist die Methode, oder anders, die Bestimmung selbst. Daher muß auch die Methode die Einheit der auf dieser Stufe entwickelten Korrelation der unmittelbaren Einheit von Ansatz und Ziel einerseits und der unendlichen Bestimmung andererseits sein. Die Methode als diese Einheit repräsentiert nicht mehr jene unmittelbare Einheit. Vielmehr muß in ihr die unendliche Bestimmbarkeit des Gegenstandes den ihr angemessenen Ausdruck finden. Der Gegenstand als Zusammenfall von Relation und Substrat im Begriff galt uns als die unmittelbare Einheit in Ansehung der Methode. Von der Methode aus betrachtet heißt der Gegenstand, insofern in seine Bestimmung die volle Korrelation dieser Stufe eingegangen ist, Aufgabe. Der Gegenstand ist Aufgabe, weil er gegeben und in seiner Gegebenheit aufgegeben ist. Im Begriff der Aufgabe hat sich der Faktor der Bestimmung als fortgesetzte Bestimmbarkeit manifestiert (vgl. MI, S. 45; D, S. 95). Vom Begriff der Aufgabe aus kann man am besten verstehen, was Gegebenheit und Unabhängigkeit des Gegenstandes für Hönigswald heißt.

Der Faktor der *G e g e b e n h e i t* bezeichnet die systematische Stelle, die bei Kant der Begriff der Rezeptivität innehat. Trat er bei Kant noch gleichberechtigt, das meint als abgetrenntes Vermögen auf, so wandelt er sich bei Hönigswald bezeichnenderweise. Gegebenheit wird zur Funktion der Synthesis. Das bedeutet, daß sie nur vom Ist, vom Urteil bzw. Begriff ihre Bestimmtheit erlangt, wie auch umgekehrt. Das Entscheidende ist, daß der Zusammenhang von Gegebenheit und Synthesis, Sinnlichkeit und Urteil (Verstand) viel enger als bei Kant ist. Das hängt nicht zuletzt daran, daß Hönigswald den Begriff des "Dinges an sich" fallen läßt. Gegebenheit und Unabhängigkeit, die sich als Ansatz und Ziel erweisen werden, sind in ihrer Korrelation auf die ursprüngliche Synthesis, sprich Gegenständlichkeit, bezogen (vgl. E, S. 59 f.; E, S. 82). Dagegen bleibt der Zusammenhang von Sinnlichkeit und Verstand bei Kant im Dunkeln. Jeder methodische Progreß hat seinen Anfang in dem Sinne, daß er mit einem Urteil ansetzen muß. Als Ansatz ist dieses Urteil noch nicht durch andere Urteile bestimmt, mag es auch im impliziten Horizont anderer stehen. Hönigswald schreibt:

"Dabei verstehen wir unter 'Ansatz' den zur Bewältigung einer bestimmten Aufgabe gewählten Ausgangspunkt, also denjenigen Sinnbestand, den zu suchen aufgegeben ist, auf daß er sich in einem Urteilsgefüge nach der Norm der Gegenständlichkeit, d.h. nach Maßgabe einer Methode entfalte...Er repräsentiert somit die Gegebenheit des Gegenstands als

die Gegebenheit der ihm korrespondierenden Aufgaben." (WK, S. 86).

An anderer Stelle heißt es:

"allein, wie verschieden jene Arten der Gegebenheit auch sein mögen, sie sind insgesamt Setzungen als Funktionen der Gegenständlichkeit." (E, S. 67; vgl. MII, S. 174 f.; AP, S. 40; WK, S. 77 f.).

Noch deutlicher wird der Bezug auf das Urteil im folgenden Zitat:

"Wir sprechen nunmehr aus Gründen, die keiner Wiederholung bedürfen, anstatt vom naiven Urteil einfach von 'sinnlicher Gegebenheit' und bezeichnen sie als Korrelat aller Ordnungsbezüge, in denen sich Gegenstände der Natur bestimmen." (MI, S. 64; vgl. MI, S. 72)

Die zentrale Stelle hat bei Kant wie bei Hönigswald das Urteil inne. Während jedoch Kant neben Verstand Sinnlichkeit als zweites selbständiges Vermögen stellt, läßt Hönigswald die Sinnlichkeit vom Urteil abhängen. Als *S i n n* ist sie ein Moment des Urteils korrelativ zum Ist. Dennoch nimmt ein Faktor, der Sinnlichkeit betrifft, die schlechthin zentrale Stelle in der Philosophie Hönigswalds ein. Es ist die Zeit. Wie wir später sehen werden, hat das andere Gründe. Worauf es uns hier nur ankam, war der Aufweis, daß Hönigswald mit dem Begriff der Gegebenheit keinen Anlaß zu einer ontologischen Deutung gibt. Dieser Sachverhalt widerspricht entschieden gewissen interpretatorischen Tendenzen bei Wolandt¹⁸.

Die *U n a b h ä n g i g k e i t* d e s *G e g e n s t a n d e s* besagt seine Unabhängigkeit von allen, insofern er für jeden als derselbe be-

stimmt ist.

"...und man redet vom 'Gegenstand' im Hinblick auf die in der Methode sich entfaltende, bzw. angestrebte Bestimmtheit selbst." (E, S. 63).

Dies bedeutet keinen Widerspruch zur prinzipiellen Unendlichkeit des methodischen Progressus. Zwar zeigt sich im Hinblick auf sie die Unabhängigkeit des Gegenstandes als niemals erreichbar. Sie fungiert sozusagen als regulative Idee im Kantischen Sinne. Aber gleichwohl wird sie in einer jeweiligen Forschungssituation erreicht durch das Ausbleiben eines Widerspruchs. Das heißt - so paradox es klingen mag - die Idee wird notwendig jeweils und das bedeutet "stückweise" faktisch. Das Unendliche wird durch das Endliche dargestellt. Es liegt kein Widerspruch darin, die Bestimmtheit des Gegenstandes im Sinne seiner Unabhängigkeit als einerseits prinzipiell unerreichbar, andererseits faktisch in der jeweiligen Situation erreicht anzunehmen. Anders wäre es, wenn man sie für prinzipiell und faktisch erzielbar hielte. Dann bezögen sich z.B. die Endpunkte eines Begriffsbaumes, die untersten Prädikate, umkehrbar eindeutig auf ihr jeweiliges Dies. Das Dies war bei uns als Richtpunkt funktionaler Bestimmung gekennzeichnet. Jene umkehrbar eindeutige Beziehung wäre nur als unmittelbare Abbildung denkbar. Gleichwohl müßten in ihr das Dies und das "unterste Prädikat" verschieden sein. Denn die umkehrbar eindeutige Abbildung müßte als faktisch erreicht auch in einem

Urteil aussagbar sein. Als anderes des Prädikates müßte das Dies ontologisch verfaßt sein, das Prädikat dagegen "bloß" begrifflich. Wie sie dann beide in ein Urteil zusammenkommen könnten, bliebe unerklärbar. Oder anders ausgedrückt: Käme der dialektische Progreß der Bestimmung faktisch und prinzipiell an ein Ende, so wäre das letzte Urteil völlig ungegliedert. Gliederung steht hier für Mannigfaltigkeit. Diese war oben als Moment des Sinnes gekennzeichnet worden. Stellt sich nun bloßer Sinn im Urteil dar, so muß auch jene Mannigfaltigkeit ihren Ausdruck am Urteil finden. Nichts anderes meint der Begriff der Gliederung. Das Urteil hätte also keinen Inhalt, keinen Sinn. Es drückte sich in ihm reine Form aus. Doch reine Form ist überhaupt nicht Form, weil sie sich an nichts gestaltet. Abgesehen von dieser Argumentation wiederholte sich unter obiger Annahme der gleiche Widerspruch, den wir im Zusammenhang der Widerlegung klassenlogischer Theorien bezüglich der obersten Gattung aufzeigten.

Fassen wir kurz zusammen: Der Gegenstand ist unabhängig als Ziel der Bestimmung. Dieses Ziel wird prinzipiell nie erreicht. Der Gegenstand verharret daher in grundsätzlicher Unabhängigkeit von "mir", von "jedem".

"Freilich, auch Unabhängigkeit von 'mir' schließt eine Beziehung auf 'mich' ein...Eine Unabhängigkeit der Sache, die darin bestünde, daß sie nicht Unabhängigkeit von 'mir' und in diesem Belang Beziehung auf 'mich' wäre, also eine Art 'Überunab-

hängigkeit', müßte das Recht ihres Daseins noch erst besonders erweisen." (S, S. 207).

In seiner strengen Unabhängigkeit von j e d e m und damit von a l l e n ist der Gegenstand ein prinzipiell nicht erreichbares Ziel. Diese Unerreichbarkeit wird nur am Vollzug erkennbar. Daher ist sie auf den Vollziehenden bezogen. Für den Vollziehenden ist der zu bestimmende Gegenstand stete Aufgabe. Aufgabe hat den Faktor der Gegebenheit in sich. Gegebenheit ist das oben bezeichnete Moment des Ansatzes unter dem Aspekt der Aufgabe. Gemäß eines Ansatzes läßt sich das Ziel der Bestimmung bruchstückhaft erreichen und wird in dieser Weise faktisch immer wieder erreicht. Die Unabhängigkeit des Gegenstandes stellt sich in diesem Kontext als Unabhängigkeit von "mir" und von "jedem einzelnen" dar. Denn jedes faktisch erreichte Ziel der Bestimmung ist geltungsbezogen. Und Geltung heißt hier Allgemeingültigkeit. Unabhängigkeit von "mir" bedeutet also Bezogenheit auf "alle". Diese Bezogenheit auf alle läßt sich nicht durch eine Bestimmtheit durch alle einlösen. So kehrt im Ausgang vom Faktum das prinzipielle Moment wieder, wie oben im Ausgang vom Prinzip das Moment des Faktischen. Das Wechselspiel beider ist das Spiel von Endlichkeit und Unendlichkeit. Es bedeutet mithin keine Ontologisierung, die Unabhängigkeit des Gegenstandes als wesentliches Moment der Gegenständlichkeit zu explizieren. Vielmehr zeigt sich gerade an ihr die transzendente Funktion der

Subjektivität. Am Begriff der Gegebenheit und Unabhängigkeit des Gegenstandes wird uns auch das Subjekt Problem. Subjektivität und Intersubjektivität haben sich hier als Aufgabe unserer weiteren Analyse expliziert.

Rückblick auf die bisher vollzogenen Korrelativsetzungen

In der Einleitung entwickelten wir die Korrelation als das methodische Fortschreiten von einem letztdefinierten Faktor zu einem anderen. Zugleich zeigte sich uns in dieser Entwicklung das ursprüngliche, aus dem Ansatz unmittelbar entspringende Moment der Bestimmtheit. Bestimmtheit ist die Manifestation der Korrelation selbst. Das Verhältnis zwischen Korrelation und Bestimmtheit ist Kantisch ausgedrückt das Verhältnis zwischen Synthesis und Einheit der Synthesis. Es braucht nicht weiter erläutert zu werden, daß sich die Momente in diesem Verhältnis nicht völlig entsprechen. Synthesis, d.h. für Hönigswald Setzung, ist eben in Eins Voraussetzung, sowie sich Bestimmtheit in Ist- und Sinn-Bestimmtheit differenziert. Dabei verkörpert das Ist das Moment der Einheit und der Sinn das Moment des Abstandes der ursprünglichen Korrelation. Die Momente der folgenden Korrelation sind stets die Entwicklung der vorhergehenden Korrelation, nicht der Momente in ihr. Zwar kehren diese Momente wieder in den folgenden, aber immer in gewandelter Gestalt. So ist z.B. der Begriff

Träger der Geltungsbestimmtheit und differenziert sich als solcher in Relation und Substrat. In diese Momente: Relation und Substrat sind zwar Ist und Sinn eingegangen, dennoch drücken Relation und Substrat *E i n h e i t* und *A b s t a n d* der Korrelation von Sinn und Ist aus. Letztlich stellt sich in ihnen die ursprüngliche Korrelation dar. Dadurch wird es möglich, die hier gezeichnete Stufung aufzuheben. Sieht man von der Genesis des Systems ab, so sind ebenso Ist und Substrat wie Setzung und Gegebenheit, Unabhängigkeit und Sinnbestimmtheit korrelativ. Hönigswald hat selbst keine Stufung der Korrelationen vorgenommen. Das erschwert ohne Zweifel die Durchschaubarkeit seines Systems. Gleichwohl hat er den Systemanspruch gestellt (vgl. AP, S. 235 f.). Daher war es für uns notwendig, dessen inneren Zusammenhang zu rekonstruieren, um Hönigswalds "Jonglieren" in Korrelationen verständlich zu machen¹⁹.

Wir fassen kurz zusammen: Die Gegenständlichkeit des Gegenstandes erwies sich als seine Bestimmtheit. Diese Bestimmtheit ist die korrelative Einheit von Sinn- und Ist-Bestimmtheit. Unter dem **Aspekt** der Methode als des Ganges der Bestimmtheit des Gegenstandes (vgl. PS, S. 30) korrespondiert der Sinnbestimmtheit die Gegebenheit des Gegenstandes, der Ist-Bestimmtheit dessen Unabhängigkeit. Der elementarste Faktor der Methode stellte sich als Begriff dar (vgl. W, S. 218). In ihm

fallen Sinn und Ist als Substrat und Relation zusammen. Und nicht zuletzt zeigte sich uns, daß Ist und Sinn als prinzipielle Unendlichkeit der Bestimmung und deren faktische Endlichkeit konstitutive Bedingungen der Methode sind. Die Methode stellt die Einheit von Prinzip und Faktum dar. Darauf wollen wir hier noch einmal hinweisen. Dieser Gedanke wird uns im folgenden Abschnitt an zentralem Ort beschäftigen müssen. Daß er an besagter Stelle unserer Erörterung deutlich wird, bezeichnet die Methode als den Koinzidenzpunkt des **Prinzipiengefüges** der Gegenständlichkeit, in dem sich Bestimmtheit des Gegenstandes und dessen transzendental faktische Bedingung, das Ich, stoßen (vgl. Ro, S. 439 f.; Rou, S. 18; HD, S. 143).

DAS "ICH-DENKE" UND SEINE DARSTELLUNG

Im ersten Kapitel haben wir die Gegenstandstheorie von Hönigswald besprochen. Dabei ging es uns darum, diejenigen Momente des Prinzipieninbegriffs herauszustellen, die in ihm den Aspekt des Gegenstandes isolieren lassen. Diese Isolierung hat nur methodischen, wenn man so will, didaktischen Sinn. Da es sich für Hönigswald um eine transzendente Gegenstandstheorie handelt, ist letztere von einer transzendentalen Psychologie sachlich nicht zu trennen. Die transzendente Psychologie wird auch als Monadologie bezeichnet. Auf der gegenstandstheoretischen Seite wurden nun im ersten Teil die beiden Korrelate, Sinn und Ist, erörtert sowie die daraus entwickelten Korrelationen, die allesamt den Begriff des Gegenstandes ermöglichen. Soweit dies geschah, blieb die Reflexion beim Gegenstand. Die transzendente Psychologie bzw. Monadologie hat eine weitergehende Reflexion zu leisten. Die Reflexion ist insofern weitergehend, als sie die bisher erarbeiteten Korrelationen und Korrelate hinsichtlich ihres Vollzuges reflektiert. Wurden bisher die Bedingungen der Möglichkeit der Konstruktion des Gegenstandes herausgestellt, so geht es nun darum, die Bedingungen der Möglichkeit der Konstruktion des Gegenstandes zu erarbeiten. Dazu dient uns die Analyse des ersten Kapitels als Leitfaden.

Worin findet dieses methodische Vorgehen seine Berechtigung? Wir waren vom Anfang selbst, d.h. vom Ansetzen, ausgegangen. Denn es gibt gar keine andere Möglichkeit des "voraussetzungslosen" Anfangs. Der Ansatz ist nun ein subjektives Moment. Er ist es, weil in ihm die B e l i e b i g k e i t subjektiver Handlung steckt. Wir haben aber festgestellt, daß in solchem Ansatz etwas - wir dürfen jetzt sagen: der Gegenstand - vorausgesetzt ist. Von daher kommt ein nicht-subjektives Moment in jeden Ansatz. Dieses Nicht-Subjektive ist das Objekt überhaupt. Weil also Setzen Voraussetzen heißt, steckt in ihm Objektivität. Und umgekehrt, weil Voraussetzen allemal Setzen heißt, ist bei aller Objektivität Subjektivität im Spiel. Somit war unser Ansatz schon immer die ursprüngliche und unhintergehbare Korrelation von Subjekt und Objekt. Im ersten Kapitel haben wir diese Korrelation unter der Prävalenz des Objektes entfaltet und gelangten zwangsläufig an eine Stelle, an der es unumgänglich erschien, auch das Subjekt a u s - d r ü c k l i c h zur Sprache zu bringen. Dabei haben wir natürlich nicht allein das objektive Korrelat jener ursprünglichen Korrelation entwickelt, sondern auch das subjektive. Nur wurde es, soweit dies möglich war, vom Objekt her gedeutet. An der Stelle, an der unsere Untersuchung jetzt steht, läßt sich allerdings eine derartige Deutung nicht mehr vollziehen. Der Aspekt der Deutung ist umgekippt. Jetzt geht es darum, das Moment des Objektes

unter der Bedingung des Subjektes zu erörtern. Aufgrund dieser Sachlage darf nun unser Verfahren als aus Prinzipien gerechtfertigt angesehen werden. Zugleich gilt uns dabei die Zweierstruktur als Garant der Vollständigkeit unserer Untersuchung. Denn sie entspringt aus der ersten Korrelation selbst. Haben wir die Korrelation unter dem Gesichtspunkt des Subjekts durchlaufen, so ist das System der Prinzipien abgeschlossen. Doch darauf kommen wir später noch einmal zurück.

Im Augenblick gilt es nur noch eines klarzustellen. Hönigswald spricht des öfteren von der Korrelation von Subjekt und Objekt (vgl. S, S. 215; KU, S. 224; GE, S. 155). Dies ist nun aufgrund unserer Interpretation verständlich. Des weiteren tauchen aber auch häufig Korrelationen wie Ich und Ist, Erleben und Gegebenheit u.a. auf²⁰. Dies hängt daran, daß die für das Ich konstitutiven Begriffe, die wir im folgenden entwickeln werden, ihre Entsprechung auf der Gegenstandsseite haben. Wir werden also eine doppelte Korrelation zu beachten haben: einmal die immanente Korrelation und damit die zwischen den bestimmenden Faktoren der Monas; zum zweiten die Korrelation, die sich in bezug auf die schon entwickelten gegenständlichen Faktoren ergibt. Wenn wir auf die Korrelation zur Gegenstandsseite hin eingehen, so wollen wir diese der Deutlichkeit halber Entsprechung nennen.

Die Einheit des Bewußtseins

Wir haben oben den Gegenstand als immanentes Prinzip der Bestimmung erkannt. Als solches ist er das Identische im Vollzug, das Moment, das sich von Ansatz bis Ziel durchhält. Kant bestimmte es als synthetische Einheit der Apperzeption, als das "Ich-denke", das alle meine Vorstellungen muß begleiten können²¹. Hönigswald merkt dazu an:

"Daher Kants charakteristisches, aber keineswegs als Mangel, sondern vielmehr als Ausdruck sachlicher Beziehungen zu deutendes Schwanken zwischen 'objektiv' und 'subjektiv': er spricht von einem 'Verhältnis des Mannigfaltigen...zu einem allgemeinen Bewußtsein' nicht ohne ausdrücklich hinzuzufügen: 'zur Allgemeinheit des Bewußtseins, welches eigentlich objektiv ist'. Daher seine beständig innegehaltene Absicht, das zeitbezogene 'Ich-denke' von der Einheit der zeitlosen Beziehung 'Ich-denke überhaupt' her zu bestimmen." (D, S. 265)

Daran hält auch Hönigswald fest. Nur geht er darüber hinaus. Aus dem reinen "Ich-denke" als dem Korrelat der Ist-Bestimmtheit (a.a.O.) muß die volle konkrete Bestimmtheit des Ich entwickelt werden.

Das Erleben als Selbstbezug

Das "Ich-denke" ist stets vorausgesetzt. Die Einheit, deren Ausdruck es ist, ist der Gegenstand bzw. die Einheit, das Ist, im Urteil. Weil es sich nur als Gegenstand darstellt, ist das "Ich-denke" an sein anderes, den Gegenstand, vergessen. Es fungiert als formale Voraussetzung desselben. So

gesehen ist es rein faktisch, d.h. als Faktum, bestimmt. Daß es aber als Faktum bestimmt ist, fordert seine Faktizität. Daß es als die Voraussetzung fungiert, die an den Gegenstand stets ver-gessen ist, verlangt nun eine Darstellung ganz anderer Art, als es die des Gegenstandes bzw. des Urteils sein kann. Zweifelsohne muß das "Ich-denke" setzbar sein. Bedingung der Möglichkeit solcher Setzbarkeit ist, daß sich das Ich auf sich selbst bezieht. Das Faktische wurde oben schon das Deiktische genannt. Die Faktizität, die nun das Faktum des "Ich-denke" fordert, darf als seine Aufzeigbarkeit bezeichnet werden. Diese Aufzeigbarkeit wird eingelöst im Selbstbezug. Der Selbstbezug heißt im folgenden E r l e b e n . Er ist Ausdruck jeder Art von Intentionalität. Denn sofern Intentionalität Beziehung auf etwas ist, steht sie unter der Voraussetzung einer Beziehung auf sich. Beziehung auf sich konstituiert erst das etwas a l s etwas. Die Beziehung auf anderes ist stumme Beziehung auf sich. Denn das andere stellt die Einheit des "Ich-denke" dar. Somit ist die Beziehung auf anderes gerade stumme Beziehung auf sich.

Erleben ist die Form des Sich-zu-sich-selbst-Verhaltens. Erleben hat die Struktur "ich-mir", "ich-mich".

"Das Erlebnis 'ist', sofern 'ich' darum, mithin, und zwar im Erlebnis, 'um mich', muß wissen können." (MI, S. 42).

Wir wollen die Struktur des Erlebens auch Reflexivstruktur nennen. Sie darf nicht mit der Reflexionsstruktur verwechselt werden. In der Reflexion sondern sich gedachtes Ich und denkendes Ich in einer grundsätzlichen Differenz, die sich gegenüber der Gliederung der Reflexivität als äußerliche Differenz herausstellen wird. Die Gliederung des Selbstbezuges darf dagegen als innere Differenziertheit bezeichnet werden. Warum diese innere Differenziertheit eine solche in zwei Momente "ich-mich" ist, läßt sich letztlich erst von der Reflexionsstruktur her aufweisen.

Bislang gilt nur soviel: Einerseits ist im Ausgang vom "Ich-denke" als reiner synthetischer Einheit der Selbstbezug mitgesetzt. Geht man andererseits vom Selbstbezug aus, so wird es notwendig, die E i n h e i t dieses Bezuges zu setzen. Die beiden Faktoren sind mithin Korrelate.

Zugleich entspricht die Reflexivstruktur der des Sinnes (vgl. AP, S. 186). Das Ich ist so, wie es am Sinn Problem wird, Selbstbezug. In der gegliederten Ganzheit des Sinnes hat sich das Ich unmittelbar. Unmittelbarkeit bedeutet hier, daß es sich am Sinn nicht ausdrücklich hat, d.h. nicht sich selbst w e i ß . Diese Selbstvergessenheit im Sinn ist aber nur als Selbstwißbarkeit möglich. Das Ich muß sich im Sinn wissen können. Das besagt nicht, daß es sich in ihm ausdrücklich weiß. Tut es dies, so ist es im Sinn schon bei seinem eigenen Meinen und nicht mehr beim gemeinten Gegen-

stand. Dies ist aber im ansatzhaften naiven Urteil noch nicht der Fall. Wir haben oben gezeigt, daß das naive Urteil als der Sinn den Gegenstand als einfache Einheit der Prädikate im Urteil vermeint. Daß dies aber bloßes Meinen ist, kann erst gewußt werden, nachdem dieses Meinen verunsichert worden ist (z.B. im Dialog durch einen Widerspruch). Soll nun der Sinn als Aufgabe für die weitere Bestimmung des Gegenstandes fungieren, so muß das Meinen und das heißt das Ich sich im Sinn wissen können.

"Als 'Sinn' hat ein Erlebnis zu gelten, sofern es unter den Aspekt einer bestimmten Frage rückt, der Frage nämlich, ob es wie 'mir' auch 'anderen' im Wissen gegenüberstehen mag; ob es als Wissen 'allen' zugemutet werden kann." (MI, S. 43).

Bedingung dieser Wißbarkeit ist die unmittelbare Reflexivstruktur des Erlebens im Sinn. Im Etwas, das im Sinn gegeben ist, ist die Monas, das Ich, unmittelbar bei sich. Dem Umstand, daß der Gegenstand im Sinn als unmittelbar erscheint, korrespondiert als notwendiges Korrelat der Selbstbezug des Ich. In jener Unmittelbarkeit des Sinnes wird nämlich der Gegenstand als "an sich selbst" vermeint. Das bedeutet, daß er in seiner Bestimmtheit bloß vorausgesetzt ist. Die Bestimmtheit des Gegenstandes ist noch nicht vollzogen. Als solche ist Bestimmtheit vielmehr Bestimmbarkeit. Die Bestimmung des bloß als bestimmt vorausgesetzten Gegenstandes hat zur Bedingung ihrer Möglichkeit, daß der Gegenstand als bloßer Sinn schon im vorwegbestimmten Horizont steht. Und nur vermittelt des

Selbstbezuges ist das scheinbar isoliert Erlebte unmittelbar im Kontext anderer Erlebnisse, d.h. im Sinnzusammenhang, gegeben. So entspricht der Gegebenheit des Gegenstandes im Sinn die Reflexivstruktur des Erlebens. Der Gegenstand ist gegeben, heißt aber stets, daß er für weitere Bestimmung aufgegeben ist. Die Gegebenheit des Gegenstandes als Sinn macht dessen Gegenstandsbezogenheit aus. Daß die Bestimmung fortführt, daß der methodische Prozeß auf die Bestimmtheit des Gegenstandes hin einsetzt, steht nun unter der Bedingung des Widerspruchs. Das heißt die Unmittelbarkeit des Gemeinten sowie des Meinens muß aufbrechen. Das Gemeinte muß sich als unabhängig vom jeweiligen Meinen darstellen. Es hat sich in einer Vielzahl von Akten jeweiligen Meinens als dasselbe zu erweisen. Bedingung dafür ist u.a. die Iteration des jeweiligen Vollzuges. In der sukzessiven Setzung und Entgegensetzung muß die Identität des Gegenstandes erstellt werden.

Ich-Reihe als Bestimmtheit der Korrelation
von "Ich-denke" und Selbstbezug

Selbstbezug bedeutet Differenziertheit im "Ich-denke". Das "Ich-denke" verkörpert die Einheit in der Differenziertheit. Die Wechselbeziehung beider muß sich darstellen. Zwar stellen sich deren Momente im Ist und Sinn dar, aber die Korrelation selbst bedarf einer weiterführenden Repräsentation, und zwar dergestalt, daß sich Selbstbezug und "Ich-

denke" als korrelative Bedingungen von Sinn und Ist erweisen. Solcher Erweis ist nur im Vollzug möglich. Wird der Selbstbezug vollzogen, so treten vollziehendes und vollzogenes Ich in die Differenz. Das Ich weiß sich als wissendes. Die innere Differenziertheit des Erlebens wird auseinandergelegt in die unendliche Reihe des Wissens: Ich weiß; ich weiß, daß ich weiß; ich weiß zu wissen, daß ich weiß usw. In dieser Reihe wird das "Ich-denke" gesetzt. Es wird gewußt. In der Gewußtheit des "Ich-denke" geht ihm die Reflexivität des Erlebens voraus. Denn sie ist die Möglichkeit des gesetzten "Ich-denke", seine Wißbarkeit. Somit ergibt sich die Reihe als unbegrenztes Alternieren von Wißbarkeit und Gewußtheit.

"Wißbarkeit ist, um zu bestehen, immer auch gewußt und in dieser ihrer Qualität immer auch aufs neue wißbar. Das Wissen impliziert, und zwar wieder als Wissen, ..., seine eigene Möglichkeit." (AP, S.180; vgl. AP, S. 188; Spin, S. 481).

Das Alternieren bezeichnet die Korrelation im Vollzug. Seine prinzipielle Unbegrenztheit ist Äquivalent der Korrelation. Denn bräche die Reihe ab, so käme dies der Hypostasierung eines der Korrelate gleich.

Der Ich-Reihe entspricht auf der Gegenstandsseite die Geltungsbestimmtheit des Urteils. Geltung wird im System geordneter Urteile als Zusammenfall von Ist und Sinn erstellt. Der Vollzug dieses Erstellens verläuft als Setzung und Entgegensetzung im methodischen Progreß. In ihm entfaltet er die

Struktur des Gegenstandes aus der impliziten Gliederung des bloß sinnbestimmten Ansatzes in die explizite Ordnung. Die Struktur dieses fortgesetzten Vollzuges der Bestimmung des Gegenstandes ist dialektisch und damit auch dialogisch (PS, S. 451). Die soeben vollzogene Setzung expliziert sich in der folgenden, d.h. sie ist Objekt, das "Du" für die folgende Setzung. Ausdruck dieser dialogischen Struktur des Ich als des Ortes jeden Gegenstandsvollzuges ist die unendliche Reihe des Wissens. Diese Reihe des Wissens legt die Reflexivstruktur des Ich auseinander (vgl. W, S. 228). Sie setzt die monadische Differenziertheit des Ich in die Differenz. Somit stellt sich diese Reihe als die Bedingung der Möglichkeit gegenständlicher Setzung und Entgegensetzung dar.

DIE MONADE

Um als "Ich-denke" vorausgesetzt zu werden, muß das Bewußtsein überhaupt der Bedingung genügen, Selbstbezug oder Reflexivstruktur zu sein. Nun wird jenes vorausgesetzt, also muß es dieser Struktur genügen. Indem das allgemeine Bewußtsein vorausgesetzt wird, muß die Reflexivität des Erlebens diese Setzung als deren Bedingung beherrschen. "Ich-denke" und Selbstbezug müssen sich in der Setzung scheiden. Sie tun es als Gewußtes und Wißbarkeit in der Ich-Reihe. Soweit haben wir die Darstellung des Bewußtseins überhaupt vollzogen. Nun ist das konkrete Bewußtsein, die Monade, unser Pro-

blem. Sie wird sich als die notwendige Folge jener Explikation des "Ich-denke" erweisen.

Die Individualität der Monade

In der unendlichen Reihe des Wissens korrelieren das "Ich-denke" und der Selbstbezug des Erlebens. Somit darf die ganze Reihe die Einheit der beiden Korrelate heißen. In welchem Sinn kann von der ganzen Reihe die Rede sein? Wir sahen schon, daß sie prinzipiell unendlich ist. Dennoch wird faktisch die volle Unendlichkeit nicht erreicht. Wie ist diese Schwierigkeit zu lösen? Die Fortsetzbarkeit der Reihe wird bei ihrem Abbruch im "usw." konstatiert. Dies ist nur möglich, weil das "usw." auf die Regel verweist. Diese Regel besteht in der Alternierung, die beispielhaft angeführt wird. Somit gilt die Regel als Totalität der Reihe. Die Regel bleibt aber an das Beispiel gebunden. Dies bedeutet soviel, daß sich die Totalität der Reihe an und in der endlichen Sukzession zeigt. Das heißt paradoxerweise, die endliche Sukzession hebt ihre eigene Ordnung in das Aufeinanderfolge punktuell. Worin die Möglichkeit dieses Sachverhaltes besteht, beschreibt Hönigswald so:

"Diese 'Reihe' ist nicht distrahiert, sondern wie sonst nur das Reihen geset, selbst punktuell, und 'Reihe' hier mehr ein Ausdruck für die solche Punktualität bedingende einzigartige Differenziertheit, gemäß welcher im Erleben Erleben und Erlebtes korrelativ auseinandertreten. Man ergreift hier

in jedem Reihenglied jedes andere nicht vermöge des alle umspannenden Gesetzes, sondern als Präsenz jedes Gliedes in jedem anderen." (AP, S.180).

Präsenz heißt hier das Aufeinander von Gliedern. Die Präsenz des wissenden Ich im Gewußten sowie umgekehrt ist in der Iteration verbürgt. Die Folge wiederholt immer wieder dasselbe einzige Ich. Andererseits ist diese Einzigkeit nur in der Iteration erstellt und erstellbar. Die Tatsache nun, daß die Reihe des Wissens das Ich nicht - etwa in "Ich-denke" und Selbstbezug - auseinanderreißt, sondern vielmehr zusammenfügt, wollen wir die Kontinuität des Ich bzw. die Stetigkeit der Reihe nennen. Sie verkörpert die Monadizität des Ich. Das Ich als Ausdruck der Totalität der Reihe darf mit Recht Monade heißen. Die Monas ist nicht mehr das reine formale "Ich-denke", sondern korrelative Einheit dieser Identität mit dem Erleben. Selbstbezug und Ich-Reihe, Reflexivstruktur und Reflexionsstruktur sind in der Monade untrennbar verbunden. Das Recht der Verwendung des Begriffs der Monade besteht darin, daß das Ich als Ausdruck jener Reihe im Ganzen notwendig auch material bestimmt ist. Seine formale Bestimmtheit erhält es vom "Ich-denke", seine materiale vom Erleben.

Wir erkannten zwar schon, daß das Erleben qua Selbstbezug dem Sinn, dem materialen Moment auf der Gegenstandsseite, entspricht. Aber solche Entsprechung allein müßte noch die Materialität.

des Sinnes auf das Erleben übertragen. Doch diese Entsprechung ist G e b u n d e n h e i t a n den Sinn. Denn Erleben heißt immer Etwas-Erleben.

"Im Erleben allein treten, um uns hier nun auch wieder dieser Formel zu bedienen, Erlebtes und Erleben auseinander, und nicht anders. So hat denn das Erlebte, wenn man es so ausdrücken will, an mir teil. Ich treffe auf mich, als auf das in einem 'Etwas' sich selbst Erlebende, und nicht als eine gleichsam über Erleben und Erlebtes unabhängig hiervon gestülpte Hülse. Erleben und Erlebtes gewinnen damit im aristotelischen Sinn dieses Wortes ihre Form. Der Selbstbezug, die Reflexiv-Beziehung 'ich-mich' konstituiert sie." (AP, S.184)

Zugleich macht diese Teilhabe des Sinnes am Erleben die Individualität der Monade aus. Denn sie gibt jedem Erleben seine eigene materiale Dimensionsqualität (a.a.O.). Zwar haben wir an dieser Stelle die Möglichkeit einer Vielzahl von Monaden noch nicht ausdrücklich erwiesen. Aber unter der V o r a u s s e t z u n g solcher Vielzahl darf die Teilhabe am Sinn als Principium Individuationis gelten. Daß sie die organische Bestimmtheit des Erlebens nach sich zieht, werden wir noch zeigen.

Demnach besteht die Individualität der Monas in den beiden Faktoren "Ich-denke" und Selbstbezug. Deren Einheit ist über die Ich-Reihe vermittelt. Als "Ich-denke" ist die Monas stets ganz, unteilbar. Denn das "Ich-denke" stellt jene Einheit des Gegenstandes, seine Ist-Bestimmtheit, dar, unter deren Voraussetzung allererst von Gliederung und Teil gesprochen werden kann. Die Einheit des Ge-

genstandes ist der e i n e Gegenstand, das Ganze gegenständlicher Bestimmung. Das Ganze aber wird nur in seinen Gliederungen erfaßt. Dies heißt nichts anderes, als daß es intentional bestimmt ist. Der Sinn ist das Gliedernde und als solches V e r w e i s auf das Ganze. Nun bezeichnet Sinn zweierlei, Intention und Intentum. Als Intention ist er Erleben, Selbstbezug; als Intentum Inhalt bzw. Gliederungsmannigfaltigkeit, Heterothesis in der Synthesis. In der zweiten Bedeutung ist der Sinn die Welt als perspektivische Gliederung des Ganzen. Ihm entspricht das Erleben als diese Perspektive. Unter der V o r a u s s e t z u n g einer Vielzahl von Perspektiven, die um der Ganzheit der Welt willen gefordert erscheint, darf nun der jeweils "im Blick stehende" Inhalt, der Weltausschnitt, als Principium Individuationis, als das die Vielen voneinander Unterscheidende, angesehen werden. Von der Monade aus definiert sich dieser operational verstandene Weltausschnitt, der als Verweis schon die "ganze Welt" ist, als deren Standort. Dieser wird sich im folgenden als der Zeitort des Erlebens erweisen.

Worin das Principium Individuationis letztlich besteht, bleibt bei Hönigswald dunkel. Es lassen sich drei Tendenzen seiner Bestimmung unterscheiden.

(1) Die Ich-Reihe ist selbst und in ihr insbesondere das Moment des Selbstbezuges die Möglichkeitsbedingung von Monadizität und Individualität.

"Natürlich auch der tierische (sc. Organismus): auch sein 'principium individuationis' ist die stets eingeräumte Möglichkeit, sich zu meinen, d.h. zu erleben." (S, S. 209; vgl. S, S. 216).

(2) Das Ich ist schon als Korrelat das *e i n e n* Gegenstandes individueller Erlebnismittelpunkt.

"Der Einzigkeit des Gegenstandes entspricht die präsentielle Ganzheit der monadischen Erlebnismittelpunkte." (PS, S. 47; vgl. PWS, S. 254; S, S. 217).

(3) Das Ich individuiert sich als Aspekt der Bestimmung bzw. *i n* der Bestimmung des Gegenstandes.

"Aufgaben und Nebenaufgaben türmen sich übereinander und formen sich gegenseitig, indem eine sinnbedingte und sinnbedingende Kontinuität monadisch gegliederter Erlebnisse sich in nie abgeschlossenen, individuell dimensioniertem und abgestuftem Prozeß nach der Wahrheit hin entfaltet." (HD, S. 141; vgl. PS, S. 52 ff.).

Wie die genannten drei Bestimmungen miteinander zusammenhängen, bleibt bei Hönigswald weitgehend offen. Wir versuchen, eine kurze Darstellung dieses Zusammenhangs zu geben.

Das "Ich-denke" bleibt unausgedrückt²²; es ist im Begriff des Gegenstandes implizit enthalten. Die Einheit des Gegenstandes ist die Einheit des "Ich-denke". So ist das "Ich-denke" *i m A n d e r e n* seiner selbst. Daher bezieht die Monade sich in der Beziehung auf Anderes unmittelbar auf sich. Indem die Monade sich in der Aspekthaftigkeit des Sinnes auf den Gegenstand bezieht, bezieht sie sich auf sich selbst. Insofern *i s t* sie der

Aspekt des Gegenstandes, der Weltausschnitt, den sie vollzieht (3).

Welt ist die Totalität der Bestimmungen des Gegenstandes. Die Aspekthaftigkeit des Sinnes verweist auf Welt als auf den *e i n e n* Gegenstand. Der *e i n e*, unendlich bestimmte und bestimmbare Gegenstand ist als Aufgabe bloß funktional. Daher steht die Aspekthaftigkeit des Sinnes, die spezifische - endliche - Darstellung durch ein Ich unter der Bedingung des Gegenstandes als *A u f g a b e* (2).

Der *e i n e* Gegenstand - funktional verstanden - ist der Gegenstand überhaupt, das ist das unausgedrückte "Ich-denke" *i m A n d e r e n*. Im Anderen unausgedrückt - ist das "Ich-denke" ständiger Verweis auf sich. Als solcher Verweis iteriert sich der Selbstbezug unendlich. Diese Unendlichkeit drückt sich in der Ich-Reihe aus. In diesem Sinne - d.h. im Ausgang von (2) - darf die Ich-Reihe als die Möglichkeit der Individuation, die sich als Aspekthaftigkeit *d a r s t e l l t* (1), gelten (3).

Die prinzipielle Vielzahl der Monaden

Die Monadizität des Ich ergibt sich als Einheit der Korrelation von Form und Inhalt. Diese Einheit resultiert aus der Überwindung der Sukzession in der Ich-Reihe. Die Sukzession stellt die fortgesetzte Verdoppelung des Ich dar. Somit besteht jene Einheit nur als Aufhebung der Vielzahl *i n* der

Monade. Die Monas als das schlechthin nicht-numerische Eine hat sich dadurch die Vielzahl der Iche entgegengesetzt. Damit erweist sich die unendliche Reihe des Wissens auch als Bedingung aller Inter-subjektivität. Dies hat Hönigswald nicht genügend expliziert. Wie aus mehreren Textstellen ersichtlich wird, gilt ihm Intersubjektivität vor allem gefordert bezüglich der Bewährung der Geltung einer gegenständlichen Setzung (vgl. PS, S. 450 ff.; D, S. 320 ff.). Die Bewährung der Unabhängigkeit des Gegenstandes vom *j e w e i l l i g e n* Meinen ermöglicht aber schon die Iteration des Vollzugs, deren Ausdruck obige Reihe ist. Sodann ist Inter-subjektivität mit ihrer Erforderlichkeit noch nicht hinreichend begründet. Es muß die Bedingung der Möglichkeit von Intersubjektivität erwiesen werden. Solche Bedingung ist die unendliche Reihe des Wissens. In ihr spricht - bildlich ausgedrückt - das Ich mit sich als einem Du (D, S. 318). Nur weil die Entfaltung des impliziten Selbstbezuges in jene Reihe um der Bestimmtheit des Gegenstands willen notwendig ist, erscheint das Ich für sich setzbar und damit möglicherweise für ein anderes Ich.

Es soll versucht werden, diesen Sachverhalt in einer selbständigen - bei Hönigswald in dieser Form nicht auftretenden - Argumentation aufzuzeigen.

Selbstbewußtsein wird durch die Ich-Reihe ermöglicht. Selbstbewußtsein ist nur im Anderen, d.h. im *G e s e t z t e n*, im Gegenstand. Im Anderen ist

Selbstbewußtsein - als Selbstbezug - unmittelbar bei sich. Im ständigen Verweis von Anderem auf Anderes, dessen funktionaler Richtpunkt der Gegenstand als Aufgabe ist, bezieht sich Selbstbewußtsein unendlich auf sich. Diese unendliche Selbstbeziehung ist der Struktur nach die Ich-Reihe. Im *g e w u ß t e n* Ich dieser Ich-Reihe weiß sich das Ich als Wißbarkeit und *W i s s e n - K ö n n e n*. Anders ausgedrückt: im endlichen *g e s e t z t e n* Ich der Ich-Reihe weiß sich das Ich als unendliches Vermögen der *S e t z b a r k e i t*. Gerade im *a n d e r e n* als das, was es ist, ist Selbstbewußtsein es selbst. Damit ist die Möglichkeit des Ichs als eines anderen hinreichend geklärt (vgl. Spin., S. 471).

Wir fassen noch einmal kurz zusammen. In den vielen *g e s e t z t e n* Ichen der Ich-Reihe weiß sich das *e i n e* individuelle Ich als deren präsentielle Einheit. Nun sind die vielen gesetzten Iche zwar das Andere und Andere dieser Einheit, aber in jedem dieser vielen ist die Einheit der ganzen Reihe angezeigt. Aus der *V i e l h e i t* i n d e r *E i n h e i t* des Selbstbewußtseins wird unversehens - korrelativ dazu - die Einheit des Selbstbewußtseins in der Vielheit.

Daß dieser Lösungsversuch des Problems nicht der Hönigswaldschen These von der um der Bewährung gegenständlicher Geltung willen *e r f o r d e r - l i c h e n* Vielzahl der Erlebnismittelpunkte widerspricht, braucht nach dem oben ausgeführten Ge-

danken nicht weiter erörtert zu werden (vgl. PS, S. 50 und 52 ff.; S, S. 201).

Von der Gegenstandsseite her muß unser Problem folgendermaßen angegangen werden: Die Sinnbestimmtheit des Gegenstandes erfordert den Selbstbezug des Ich als ihr Korrelat. Die Geltungsbestimmtheit des Gegenstandes erfordert die unendliche Reihe des Wissens als ihr Korrelat. Geltungsbestimmtheit besagt - genauer besehen - soviel wie Methodenbestimmtheit. Denn die Methode galt uns als Dialektik von "bloßem" Sinn und Geltung. Dieser Dialektik entspricht die dialogische Struktur des Ich (vgl. PS, S. 450 ff.). Also muß sich die dialektische Struktur des Gegenstandes als dialogische Dialektik von Selbstbezug und Setzung-in-der-Differenz darstellen lassen. Diese dialogische Dialektik prägt gerade die Reihe des Wissens aus. Denn sie macht ihrerseits die Vielzahl der Vollzüge, d.i. die Vielheit im Erleben, aus. Die Abwehr des Begriffs der Dialektik, wie sie Hönigswald in Ansehung der Reihe vornimmt²³, ist nichts anderes als die Abwehr der Vielheit zugunsten der e i n e n Monade. In der Abwehr der Vielheit bleibt die Monade an die Vielheit gebunden. Stärker noch: das V i e l e wird am E i n e n erst richtig deutlich. Somit ist in der Setzung der Einzigkeit der Monade korrelativ die prinzipielle Vielheit der Iche mitgesetzt (vgl. D, S. 318). Wir sprechen hier entgegen dem Sprachgebrauch Hönigswalds nicht von der Vielzahl der M o n a d e n. Denn diese wäre

nicht nur prinzipiell, sondern auch faktisch bestimmt. Das Moment des Faktischen haben wir oben als die Gebundenheit der Monade an den Sinn erwiesen.

Verständigungsgemeinschaft

Das Eine - die Monas - und die möglichen Viele bilden die Korrelation dieser Stufe. Wir haben sie aus der Ich-Reihe entwickelt. Die Ich-Reihe ist die noch unvermittelte Einheit der Korrelate dieses Absatzes. Nun hat sich die Korrelation expliziert. Also muß sich auch jene Einheit explizieren, und zwar a u s d r ü c k l i c h als Zusammenfall der hier in Frage stehenden Korrelate. Es ist somit ein Faktor gefordert, in den die Einzigkeit der Monade ebenso wie deren mögliche Vielzahl als Momente eingehen. Der Begriff der Verständigungsgemeinschaft löst diese Forderung ein (vgl. Pla, S. 36). Verständigung heißt hier noch nicht Sprache. Sprache ist nur eine - wenn auch ausgezeichnete - Besonderung der Verständigung. Verständigung meint jede Weise sinnbezogenen In-Beziehung-tretens einer Monade mit einer anderen mittels sinnlicher Repräsentation. Was immer unter Verständigung fallen mag - ob Mimik, Gestik u.ä. - , ist hier nicht unser Problem. Jedenfalls ist mit dem Begriff der Verständigung der Möglichkeitsgrund all ihrer Besonderungen angegeben. Auf ein weiteres muß hier noch hingewiesen werden. Es wird und kann hier nicht das Faktum der Verständigungs-

gemeinschaft erwiesen werden. So wie die Vielzahl der Iche nur ihrer Möglichkeit nach aufgezeigt werden kann, so wird auch z.B. die Sprache nur in ihrer Möglichkeit eingeführt. Die Bedingung der Möglichkeit der Sprache ist der Begriff der Verständigung. Es ist nur ein anderer Ausdruck desselben Sachverhaltes, daß jede Philosophie - sofern sie Philosophie der Sprache ist - eben diese aus dem Prinzip der Verständigung heraus erklären muß (vgl. PS, S. 264).

Das Problem der Sprache

Weil Sprache in besonderer Weise Ausprägung der Gegenständlichkeit ist, wollen wir an dieser Stelle Hönigswalds Sprachphilosophie kurz skizzieren. Wir tun dies aber nur innerhalb des Rahmens, in dem es die Problematik dieser Arbeit betrifft.

Sprache erscheint bei Hönigswald in doppelter Gestalt. Einmal ist sie eine Einlösung der Forderung nach Verständigung. Als solche wollen wir sie Verständigungssprache nennen. Zum anderen ist sie Darstellung der Bestimmtheit. Als solche nennen wir sie Darstellungssprache. In ihrer letzteren Funktion haben wir sie schon implizit kennengelernt. Der Übergang von "Bestimmtheit" zu "Der Begriff" im ersten Kapitel war der Übergang von den reinen Prinzipien des Gegenstandes zu deren Darstellung. Der Begriff ist der "sprachlich charakterisierte Träger eines gegenständlichen Beziehungszusammenhangs" (UM, S. 188). Bestimmtheit ist

das vorsprachliche Moment²⁴. Ihre Vorsprachlichkeit besteht darin, daß sie für Sprache immer schon vorausgesetzt ist. Jede sprachliche Darstellung - und sei es ihre eigene - wird von der Bestimmtheit als der Korrelation von Ist und Sinn bereits beherrscht. Bestimmtheit bezeichnet das immanente Prinzip jeder Darstellung. Gleichwohl gibt es keine Bestimmtheit ohne mögliche Darstellung ihrer selbst.

"Nur was sich mir 'darstellt', um durch mich, gleichviel ob mir selbst oder anderen, grundsätzlich 'dargestellt' werden zu können, ist möglicher Gegenstand." (PS, S. 36).

Das Prinzip der Darstellung ist nichts ohne die Darstellung selbst. Darstellung heißt stets zeichenhafte Darstellung, insofern das Zeichen auf etwas, das selbst nicht Zeichen ist, verweist. Somit ergibt sich das Verhältnis zwischen Prinzip der Darstellung und der Darstellung selbst als Verweisungszusammenhang. Es handelt sich dabei um jene ursprüngliche Struktur, die wir in der Einleitung kennengelernt haben. Setzung (Darstellung) verweist auf Voraussetzung (Prinzip der Darstellung), sowie die Voraussetzung nichts ist, wenn nicht als Verweis einer Setzung. In der Einleitung war dieses "Verweisen" unmittelbarer Übergang. An besagter Stelle dagegen ist der Übergang von den vorsprachlichen Momenten - Sinn, Ist und Geltung - zu den sprachlichen Momenten Begriff und Bestimmung progressiv. Man mag einwenden, daß zwar

der R ü c k g a n g von der Sprache zu ihren vor-
sprachlichen Bedingungen möglich sei, aber nicht
das Fortschreiten von diesen zu jener. Darauf ist
zu antworten: Der progressive Fortgang ergibt sich
aus unserer Methode, die sich schon im Ansatz
"selbstrechtfertigte". Die jeweiligen Korrelate
gehen als solche eine Einheit ein, und zwar die
der Korrelation selbst. In ihr sind sie unmittel-
bar einbehalten. Von ihr aus aber bestimmt sich ihr
Abstand erneut. Ergab sich vordem der Abstand des
einen implizit aus der Setzung des anderen, so
kann er sich jetzt und auch erst jetzt a u f -
g r u n d der Einheit explizieren. Solche Expli-
kation des Abstandes der Korrelata ist über ihre
Einheit vermittelt. Somit ergibt sich notwendig
eine neue Stufe der Korrelation. Über die Einheit
vermittelt, verweist sie auf die vorgängige Korrela-
tion, hier die von Ist und Sinn. Solche Verweisung
ist zeichenhaft.

"Es war oben dargetan, daß und wie 'Bestimmtheit'
das korrelative Auseinandertreten von Gegenstand,
Methode, Vollzug und $\mu\omicron\nu\acute{\alpha}\varsigma$ bedingt. Gibt man sich
nun über das Organon Rechenschaft, das dieses Aus-
einandertreten ermöglicht, über das Medium, in
welchem es sich vollzieht, so sieht man sich an
allen entscheidenden Punkten auf die Sprache ver-
wiesen." (PS, S. 36).

Also haben wir es auf der zweiten Stufe der Kor-
relationenfolge mit der Darstellung in Zeichen zu
tun. Zwar wird die Darstellung selbst erst in der
dritten Stufe als Vollzug der Bestimmung zum Pro-
blem. Jedoch wird dies hier schon vorbereitet, in-

sofern ihre fundierenden Elemente, die Begriffe,
als sprachliche Zeichen erörtert werden.

Hiermit dürfte klar geworden sein, inwiefern der
konstruktive Entwurf der Sprache als Darstellungs-
sprache schon implizit im ersten Kapitel vorliegt.
Weil nun die Konstruktion über die Gegenstandstheo-
rie zur Subjekttheorie führt, darf auch die Dar-
stellungssprache als Bedingung der Möglichkeit der
Verständigungssprache gelten.

Bei Hönigswald spricht sich dieser Sachverhalt
in Wendungen aus wie z.B. der, "daß der Einzigkeit
des Gegenstands die Vielheit der Monaden ent-
spricht" (vgl. PS, S. 50). Für die Verständigung
hat die Einzigkeit des Gegenstands die Funktion,
Einheit in der perspektivischen Vielzahl der Mona-
den zu stiften (vgl. PS, S. 44). Von hier aus ver-
stehen wir auch, inwiefern die Monas sowie die mög-
liche Monadengemeinschaft das subjektive Korrelat
des Begriffs (auf der gegenstandstheoretischen Sei-
te) ist. Der Einzigkeit des Begriffs qua Relation
entspricht das Individuum, der Mannigfaltigkeit der
Substrate die prinzipielle Vielzahl der Erlebnis-
mittelpunkte. Zuletzt bildet der Zusammenfall von
Relation und Substrat im Gegenstand - wir dürfen
auch sagen: die E i n h e i t des Begriffs - das
gegenständliche Korrelat der Verständigungsgemein-
schaft. Und da der Gegenstand erstellt - mit Hönigs-
wald vollzogen - werden muß und "erstellen" hier
soviel heißt wie "darstellen", ist die Verständi-
gung an die Bedingungen der Darstellung gebunden.

Die Erörterung des Problems der Sprache hat neben der Aufdeckung der methodischen Bezüge noch eine andere Aufgabe. Wie der Entfaltung der Momente des Begriffs das Problem der Methode folgt, das des Vollzugs, in dem sich diese Momente darstellen, so schließt sich dem Abschnitt über die Monadizität der der Intersubjektivität an. Die Methode als dialektischer Gang der Bestimmung korreliert mit der dialogisch verfaßten Intersubjektivität. Das Problem der Monadengemeinschaft ist das ihres dialogischen Vollzuges. Demnach ist es unsere Aufgabe im folgenden, die intersubjektiven Bedingungen der Bestimmung des Gegenstandes unter dem Aspekt der Sprache aufzudecken.

Das Verhältnis von Darstellung und Verständigung ist bei Hönigswald nicht restlos geklärt. Er gibt zwar - dies zeigt sich in seiner Begrifflichkeit - der Verständigung den Vorrang. Dennoch ist Verständigung als Repräsentant der Gegenständlichkeit immer schon Darstellung (vgl. PWS, S. 253, PS, S. 264; D, S. 326 f.) des Gegenstandes. Dies aber besagt: Verständigungssprache setzt Darstellungssprache voraus. Verständigung wäre nichts, wenn nicht als Darstellung des Gegenstandes. Dieser Sachverhalt drückt sich bei Hönigswald so aus:

"Die 'Gegebenheit' des Gegenstandes muß auch im Bereich des 'Zeichens', d.h. der 'Bedeutung' repräsentiert sein. 'Er ist', besagt eben immer auch 'daß er so und so ist', 'daß er sich zu anderen Gegenständen so und so verhält'. Dieses 'daß' macht ihn, richtig verstanden, notwendig 'zeichenhafte', d.h. bedeutungsfähig, versetzt

also den Gegenstand seiner eigenen Struktur nach in den Bereich relationsbezogener Verständigung." (PWS, S. 255, vgl. PD, S. 38 ff.).

Die Zeichenhaftigkeit des Gegenstandes macht ihn zugleich "darstellungssprachlich". Dies setzt ihn - entgegen Hönigswalds Meinung - noch nicht in den Bereich der Verständigung. Verständigung enthält schon den Gedanken einer Vielzahl von Monaden, das Motiv der Darstellung dagegen noch nicht. Darstellung ist grundsätzlich zeichenhaft. Damit ist sie endlich die Darstellung der unendlichen Bestimmbarkeit des Gegenstandes. Wäre die Darstellung nämlich selbst schon unendlich, so verlöre sie ihren zeichenhaften Charakter. Sie könnte nicht mehr "über sich hinausweisen", weil sie schon "über sich hinaus" wäre. Als endliche Darstellung fordert sie nun um der unendlichen Bestimmbarkeit des Gegenstandes willen ihre prinzipielle Vielzahl, d.h. die Vielzahl der Erlebnismittelpunkte. Damit erst wird Darstellung zur Verständigung. Darüber hinaus ist die Zeichenhaftigkeit der Gegenstände die Aspekthaftigkeit des einen Gegenstandes. Letztere impliziert die Vielzahl der Monaden. Daher müssen auch die vielen Monaden zeichenhaften Charakter haben. Dieser wird sich als Raumzeitbestimmtheit erweisen.

INTERSUBJEKTIVITÄT

Der Begriff der Verständigungsgemeinschaft verkörpert die Gemeinschaft der Iche in ihrer Möglichkeit. Als Ausdruck der Korrelation von Monas und möglichen Vielen bildet er die einfache Einheit der Korrelate. Darüber hinaus ist der Begriff der Verständigungsgemeinschaft *g e s e t z t*. Sein *G e s e t z t s e i n* kommt der Wirklichkeit derselben gleich. Zugleich heißt Gesetztsein Angeseztsein für die weitere Bestimmung. Das besagt nichts anderes, als daß die Verständigungsgemeinschaft *g e g e b e n* ist. Somit gilt sie nicht mehr nur in ihrer Möglichkeit, sondern zugleich auch faktisch bestimmt. Mit dem Faktum der Monadengemeinschaft, das sich in solchem Setzen ausdrückt, wird nun auch deren Faktizität Problem. Wie ist - so lautet unsere Frage - die Vielzahl der Iche *g e g e b e n*?

Die Raumbestimmtheit der Monaden

Die Monaden sind qua Erleben material bestimmt. Sie haben teil an der Welt als Teil der Welt. Sie haben es, weil sich im Erlebnis Erleben und Erlebtes scheiden. Die Monade ist in sich als Selbstbezug und außer sich als "Ich-denke" im Ist, in sich und außer sich in der Ich-Reihe. Nun hat sie aber als die Einheit der Ich-Reihe die Vielzahl der Iche außer sich gelassen, so daß eine höhere Einheit - die der Monas mit den vielen Monaden -

im Begriff der Verständigungsgemeinschaft gefordert erscheint. Wie stellt sich letztere Einheit dar?

Das Eine muß im Vielen sein, sowie das Viele im Einen. Die Vielen sind dem Einen äußerlich. Infolgedessen muß auch das Eine im Äußeren sein. Ebenso gilt den Vielen das Eine als "Außen". Also müssen sie als Äußere im Außen sein. Die Darstellung jener Einheit des Einen und der Vielen ist mithin der Raum. Nur raumbestimmt sind die Monaden in Einem, und ist das Eine im Vielen. Die Monaden befinden sich in dem einen Raum. Und der begrenzte Raum, den die *e i n e* Monade verkörpert, ist in den vielen begrenzten Räumen. So wie das Individuum das Aufeinmal der Momente in der Ich-Reihe ist, so erweist sich die Raumbestimmtheit als das Aufeinmal der Vielzahl der Erlebnis-mittelpunkte.

Wir haben oben dargetan, daß das Ich im Anderen, dem Gesetzten, vergessen ist. Nun bezieht es sich im Anderen, dem Erlebten, unmittelbar auf sich als Erleben. Also ist es im Anderen vielmehr bei sich. Da nun das Andere als Gesetztes Gegenstand überhaupt ist, muß es möglich sein, daß das Ich als Anderes sich darstellt. Hier geht es nun nicht mehr um den Nachweis dieser Möglichkeit, sondern um die Struktur dieser Stellung unter der Bedingung ihrer Faktizität. Darstellung als Anderes ist nun *ä u ß e r e* Darstellung.

Der einen Monade sind die vielen Monaden äußerlich. Sie sind es - im Sinne des äußerlich Gesetzten. Dadurch erscheint die Monade als unmittelbar raumbestimmt. Denn das Außen ist schon die vollständige Bestimmtheit des Raumes. Wir werden versuchen, dies im folgenden Kapitel (Der Begriff der Zeit) in allen Einzelheiten nachzuweisen. Es läßt sich nämlich nichts Räumliches aufzeigen, das nicht durch das Außen charakterisierbar wäre. Auch das "Innen" ist, sofern es räumlich gemeint wird, ein Außen. Als anderes in der Relation des Außen, als Innen des Außen, ist es ein Außen des Außen. Dies ist die eine Richtung unserer Argumentation: Alles Räumliche ist durch die Relation "Außen" bestimmt bzw. bestimmbar. Die andere Richtung ist, daß jeder im Außen charakterisierbare Faktor schon raumbestimmt ist. Dazu zeigen wir zuerst, daß das Außen nicht bloß begriffsbestimmt ist. Die Argumentation lautet: Das Ich hat sich als das schlechthin Einzige in der Ich-Reihe gesetzt. Damit setzt es aber die vielen Iche unmittelbar mit. Das Ich setzt die anderen nicht voraus, sondern indem es sich setzt, setzt es auch die anderen. Und umgekehrt, indem es die Vielen in der Ich-Reihe setzt, setzt es sich selbst. Nun setzt das Ich die vielen anderen nicht als begrifflich anders, wie etwa die Art ihre Nebenart setzt. Vielmehr sind die anderen in demselben Sinne Ich und durch denselben Ausdruck "Ich" gekennzeichnet wie das schlechthin einzige. Das bedeutet, daß auch die

anderen Viele einzig und individuell sind. Wie wird dann ihre Vielheit methodisch erfaßt? Hönigswald schreibt:

"Eine schlechthin individuelle Instanz ohne ein Verhältnis zur Möglichkeit, aus Prämissen irgendwelcher Art abgeleitet zu werden, heißt 'Anschauung'." (SP, S. 82).

Und weiter unten:

"'Anschauung' ist also hier nicht eine psychologische, sondern eine methodologische Charakteristik." (a.a.O.; vgl. auch SP, S. 110).

Nicht aus Prämissen abgeleitet werden zu können, heißt soviel wie, nicht aus Begriffen abgeleitet werden zu können. Urteil, Prämisse und Schluß leben - dies braucht nicht näher erläutert zu werden - von der Begrifflichkeit. Sie sind letztlich Weisen des Begriffs. Wenn nun keinerlei begriffliche Differenz zwischen dem einzigen Ich und den Vielen besteht, gibt es auch keinen Übergang vom Einen zum Vielen, der sich durch den Faktor "Prämisse" kennzeichnen ließe. Gleichwohl handelt es sich um die "Bestimmung" schlechthin individueller Instanzen. Daher ist der besagte Übergang nur als Konstruktion in der reinen Anschauung zu bezeichnen. Mithin sind die vielen Iche anschaulich bestimmt. Dabei hat ihre Charakteristik als Außen keinen limitativen²⁵ Sinn wie beim Begriff. Damit ergibt sich: das Außen ist räumlich bestimmt. Nun sind die Vielen in der Relation des Außen zugleich. Dieses Aufeinmal einander äußerer Faktoren einer Relation ist der Raum.

Die Zeitstellenbestimmtheit der Monaden

Die Einheit der Vielen in der Gemeinschaft der Monaden wird von deren Raumbestimmtheit repräsentiert. Worin besteht nun die Verschiedenheit der Monaden unter dem Gesichtspunkt ihrer Gemeinschaft? Auch die Verschiedenheit muß darstellbar sein. Es handelt sich dabei - kurz gesagt - um die Verschiedenheit im Raum, um das Hier und Dort. Nun ist im Raum aber das Hier und Dort als in dem e i n e n Raum aufgehoben. Daher muß das Hier und Dort eine andere Darstellung als die bloß räumliche zulassen. Das Hier und Dort muß sich als F o l g e von Hiers aufzeigen lassen, wenn Verschiedenheit einen angebbaren Sinn haben soll. Folge bedeutet Sukzession. Diese Sukzession ist die Zeitbestimmtheit im Äußeren. Daher sind die Monaden um ihrer Verschiedenheit willen zeitbestimmt. Die zeitbestimmte Verschiedenheit der Monaden geht auf die Verschiedenheit der Iche in der Ich-Reihe zurück. Im vorhergehenden Absatz sahen wir schon, daß keine begriffliche Differenz der Iche in der Ich-Reihe vorliegt. Worin besteht nun diese Differenz? Sie muß anschaulich bestimmt sein. Da Anschauung ein methodisches Charakteristikum bezeichnet, besteht die Differenz in Ansehung der methodischen Operation (vgl. SP, S. 82). Die Verschiedenheit der Iche ist die Verschiedenheit der Zeichen in der Sukzession. Man kennt das Problem, daß verschiedene Zeichen a l s das gleiche Zeichen ein und

denselben Sachverhalt bezeichnen. In der Mathematik taucht dieses Problem ständig auf. Nun muß die Differenz des Zeichens an ihm selbst darstellbar sein. Sie muß aufgewiesen werden können. Die Ich-Reihe tut dies. In ihr ist das Zeichen durch seine Stelle in der Ordnung der Zeichen als von sich selbst, d.h. von seiner Verdoppelung, verschieden gekennzeichnet. Die Ich-Reihe in ihrer Selbstexplikation darf als die Darstellung der reinen Ordnung des Nacheinander gelten. Die Relation des Nach ist die vollständige Bestimmung der Zeit im Äußeren. Daß einerseits kein Zeitliches sich der Relation des Nach entzieht, und andererseits jedes in der Relation des Nach und zugleich nicht begrifflich Bestimmte ein Anschauliches und damit Zeitliches ist, läßt sich wie oben begründen. Sich in der Ich-Reihe als reiner Ordnung des Nacheinander entfaltend ist das Ich zeitbestimmend. Als durch diese Reihe vereinzelt heraus g e s e t z t e s gilt es als zeitbestimmt. Daß wir an dieser Stelle erneut auf die Reihe des Wissens zurückgreifen, zeigt deren zentrale Bedeutung für unsere gegenwärtige Erörterung. Der in der Gegenstandsbestimmung vergessene Vollzug des Wissens setzt sich im Absehen vom Gegenstand a l s V o l l z u g , d.h. eben als Reihe. Dies Als-Vollzug bedeutet zweierlei. Erstens wird nicht ein anderes gewußt, sondern das Wissen selbst, also kein Inhalt, sondern die Form, in der der Inhalt erscheint. Zum

zweiten wird nicht das Wissen unmittelbar gewußt wie i m Erleben, sondern als Wissen g e s e t z t. Dies meint: Auch das Selbstsetzen ist Setzen von etwas, ist Setzen des Setzens a l s Setzen. Das Wissen vom Wissen ist Wissen von etwas als Wissen. Kurz: Das Wissen weiß sich als materialisierte Form, als ein Materiales, das Form ist. Was nun zwar material, aber gleichwohl inhaltsleer ist, was E t - w a s ist und den Inhalt außer sich hat, ist Zeichen. Indem sich so die Reihe des Wissens als Abfolge von Zeichen (vgl. D, S. 320 ff.), die dasselbe Ich meinen, darstellt, ist das Wissen in jedem wiederholten Glied der Reihe schon die g a n z e Reihe. Weil die Abfolge der Zeichen Produktion und Reproduktion des Gleichen ist, d.h. Setzung als Anschauung, läßt sie sich beliebig abbrechen bzw. beliebig fortsetzen. Die Reihe des Wissens drückt somit reine Ordnung aus. Rein bedeutet, daß es sich hier nicht um die geordnete Struktur eines Gegenstandes handelt. Diese Struktur wird im methodischen Prozeß als der Explikation der immanenten Gliederung des Gegenstandes in der Sinnbestimmtheit hervorgebracht. Vielmehr handelt es sich hier um die dargestellte Regel der Hervorbringung selbst. Nur als solche Regel ist die unendliche Reihe des Wissens selbst wißbar.

Die organische Bestimmtheit der Monaden
als Einheit von Raum- und Zeitbestimmtheit

Raum- und Zeitbestimmtheit der Monaden sind korrelativ. Die vielen Monaden sind durch den Umstand, daß

sie äußerlich als "auf einmal" gesetzt werden, zugleich als Folge von "hier" und "hier" usw. gesetzt. Das bedeutet, als raumbestimmt sind die Monaden zugleich zeitbestimmt. Dies gilt ebenso umgekehrt. Als zeitbestimmt sind die Monaden in obigem Sinne "nacheinander". Das reine Nacheinander ist Prinzip des Vollzugs oder anders operative Struktur. Demnach ist der Vollzug unlöslich an es gebunden. Der Vollzug erscheint als die Darstellung seines immanenten Prinzips im Äußeren. Denn um die Folge a l s Folge setzen zu können, muß sie im Ganzen überschaubar sein, d.h. auf einmal. Das Auf einmal der Folge ist, sofern sie dargestellt ist, der Raum. Damit haben wir die Wechselbezogenheit der Faktoren Raum und Zeit gezeigt. Der Wechselbezug besteht nur aufgrund der Einheit der Korrelate, d.h. genauer der Wechselbezug fordert die Einheit bzw. das unmittelbare Zusammenfallen der Korrelate in der Korrelation. Der Begriff des Organismus löst diese Forderung ein.

Der Organismus ist hier zunächst als Zeitort der Monade oder, wie Höningwald meist sagt, als Zeitort des Erlebens bestimmt. In Ansehung der Vielheit der Monaden sowie deren jeweiliger Einzigkeit kann das Principium Individuationis der einzelnen Monade in der Vielheit nur ihre raumzeitliche Bestimmtheit sein (vgl. PS, S. 54). Dies folgt unmittelbar aus den beiden vorhergehenden Absätzen. Raumzeitliche Bestimmung, d.h. reine Anschauung,

ist die Methode der Bestimmung individueller Instanzen. Was also raumzeitlich bestimmt ist, ist zugleich als individuelle Instanz bestimmt. Darüber hinaus übernimmt der Organismus als Zeitort die Funktion der Lokalisierung der Vollzüge des Erlebens. Zum ersten wird mein Erleben vom Erleben der anderen durch seine Raum-Zeit-Stelle geschieden. Zum zweiten werden mein Erleben von diesem und mein Erleben von jenem durch ihre Zeitstellen auseinandergehalten. Die Verschiedenheit der Zeitstellen meiner Vollzüge fordert um der Einheit und Kontinuität meines Erlebens willen dessen Raumbestimmtheit. Daher bedürfen Einheit und Unterschied meiner Vollzüge der Raumzeitbestimmtheit des Erlebens (vgl. W, S. 37 f.). Wie hängt nun der Zeitort des Erlebens als Individuationsprinzip der Monade mit deren Sinnbestimmtheit zusammen? Letztere haben wir in eben derselben Funktion in Ansehung der Vielzahl der Monaden bestimmt. Ein Erlebnis unterscheidet sich von einem anderen durch seinen Inhalt. Die verschiedenen Sinnbestände sind an die Einheit des Sinnes, das Ist, gebunden. Das Ist repräsentiert die Einzigkeit des Gegenstandes als Funktion des "Ich-denke" (vgl. R, S. 25). Die Inhalte sind allemal nur Aspekte des *e i n e n* Gegenstandes, das endliche Korrelat seiner unendlichen Bestimmbarkeit, wie wir oben gesehen haben. Sie sind Gliederungen der Ganzheit, von der sie auch ihre Bestimmtheit er-

langen. Denn das Ganze ist das Gesetz seiner Glieder. Als von der Ganzheit des Sinnes bestimmt sind die gliedernden Sinnbestände *g l e i c h* bestimmt. Ihre Verschiedenheit liegt in ihrer jeweiligen Endlichkeit *i n* der Unendlichkeit. Diese Verschiedenheit ist noch nicht explizite Differenz des Begriffs. Die Sinnbestände sind einander nicht untergeordnet wie die Begriffe, sondern sie sind Horizonte *i n d e m e i n e n H o r i z o n t* des Sinnes. Die Relation des Ineinander im Gegensatz zur Subordination des Begriffs ist Anschauung. Das hat schon Kant gezeigt. Sie wird sich des näheren als immanente Zeitlichkeit erweisen. Somit ist die Verschiedenheit der Inhalte - von der Ganzheit aus betrachtet - die Verschiedenheit der immanenten Zeit. Geht man von ihrer Endlichkeit aus, so limitieren sich die Inhalte wechselseitig. Aus der Relation des Ineinander wird ein Auseinander. Der Widerspruch, der dabei in bezug auf das Ganze, die Einheit und Einzigkeit des Gegenstandes entsteht, wird durch die Sukzession aufgelöst. Zunächst erscheinen im Nacheinander sich widersprechende Inhalte getrennt. Das Nacheinander der Inhalte ist das Resultat der Sukzession der Vollzüge des Erlebens. So hält das Nacheinander der Inhalte die jeweiligen Vollzüge des Erlebens auseinander. Denn das *j e w e i l i g e* Erleben ist durch das konkret Erlebte bestimmt bzw. - wie wir oben sagten - individualisiert. Somit bedarf der Vollzug einer Zeitstelle in der

Ordnung des Nach. Diese Zeitbestimmtheit des Erlebens zieht nun um der Präsenz des Auseinanderliegenden willen die Raumbestimmtheit nach sich. Also ist die Monade als individuelles Ich durch ihren Zeitort und das heißt den Organismus bestimmt.

Der Organismus nimmt in unseren Erörterungen eine zentrale Stelle ein. Er bildet den Abschluß des Kapitels über die Monadologie. War es früher der Begriff der Methode, der den Gegenstand unter der Bedingung der Monas bestimmte und damit die Notwendigkeit von Untersuchungen zum Problem der Subjektivität anzeigte, so ist es jetzt der Begriff des Organismus, der das Erleben unter der Bedingung des Gegenstandes bestimmt. So schließt sich mit dem Begriff des Organismus der Kreis unserer Korrelativsetzungen. Ausgehend vom Problem des Gegenstandes, war uns im Begriff der Methode das Problem des Subjekts gestellt. Mit der vollen Bestimmtheit des Subjekts als des konkreten kehren wir zurück zum Begriff des Gegenstandes.

Unser Programm für diesen Abschnitt war, die intersubjektiven Bedingungen der Bestimmung des Gegenstandes unter dem Aspekt der Sprache aufzudecken. Sprache ist als Darstellungs- und Verständigungssprache bestimmt worden. In beiden Fällen ist sie die Explikation ihrer immanenten Momente, Sinn und Ist. Schom im Abschnitt "Bestimmtheit" ordneten wir dem Ist die Syntax, dem Sinn die Semantik zu. Sprache als Darstellung heißt nichts

anderes als Vollzug der Korrelation von Ist und Sinn am konkreten Fall. Der konkrete Fall ist die endliche Prädikation, wie wir sie oben beispielhaft vorgeführt haben. Der fortgesetzte Widerspruch, der im Spiel von kontradiktorischen und konträren Urteilen vorliegt, wird in der Subordination der Begriffe aufgelöst. Die Subordination als fortlaufender Progreß der Bestimmung verläuft dichotomisch und wegen der je belassenen Nebenart 1 i - n e a r . Die Subordination ist in diesem Sinne Sukzession. Sukzession ist geordnete Produktion. Die Produktion hinterläßt als Ausprägung ihrer eigenen Ordnung Substrate. Die Substrate sind in der Relation des Nacheinander. Da sie aber zugleich den einen Begriff qua Relation ausmachen, müssen die Substrate im Nacheinander präsentell bestimmt sein. Als solche sind sie raumbestimmt. Somit erweist sich der eine Begriff in der Gestalt prinzipiell unendlich vieler Begriffe als sinnlicher Träger der Bestimmtheit. Sprache ist schon als Darstellungssprache in Raum und Zeit. Mit anderen Worten: Selbst wenn Sprache auf bloße Darstellungssprache restringiert würde, so wäre sie schon um der Präsenz ihres geordneten Vollzuges in einem vereinzelteten Subjekt willen in Raum und Zeit. Die an sich zeitlosen Faktoren, Ist und Sinn, ziehen also die raumzeitbestimmte Abfolge der Zeichen im Progreß der Bestimmung nach sich.

"Es ist kein Zufall, daß dieses Problem an dem Verhältnis von Wort und Sinn sich wiederholt; daß

Sinnhaftes auf spezifische, wenngleich verschiedene Weise zeitlich distrahiert und expliziert werden muß; daß Zeitlich-Expliziertes sinnbezogen sein kann, ja es unter bestimmten Bedingungen geradezu sein muß. Im Verhältnis von Wort und Sinn spiegelt sich gleichsam die psychische Grundfunktion zeitlich-zeitloser Bestimmtheit. Wie der 'Gedanke' erlebbar sein, wie er in dem Erlebtwerden sich muß zeitlich realisieren können, genau so 'wird' der Sinn zum Wort." (D, S. 39 f.).

Diese vorsprachlichen Momente, Ist und Sinn, fordern um ihrer eigenen Bewährung willen den sprachlichen Vollzug. Nur a n letzterem werden sie als Prinzipien desselben erkannt. Verständigungssprache ist immer auch Darstellungssprache. Darüber hinaus ist Verständigungssprache Vermittlung der verschiedenen Aspekte des e i n e n Gegenstandes. Diese Aspekte sind nichts anderes als die endlichen Vollzugsketten der konkreten Subjekte. Deshalb schreibt Hönigswald, daß die Einzigkeit des Gegenstandes die Vielzahl der Erlebnismittelpunkte setzt. Die Einzigkeit des Gegenstandes ist seine Totalität, seine unendliche Bestimmbarkeit, seine Ganzheit. Letztere fordert ihre prinzipiell unendlich vielen Gliederungen. Diese Gliederungen sind die endlich sukzessiven sprachlichen Darstellungen des Gegenstandes. Der Gegenstand, das Objekt, kommt der Einheit des "Ichdenke" gleich (vgl. R, S. 72), die sprachlichen Darstellungen dem konkreten und damit zeitortbestimmten Subjekt. Unter diesem Gesichtspunkt darf der Organismus für das sprachliche Zeichen des Objekts

gelten. Daher ist auch das sprachliche Zeichen stets durch den Organismus bestimmt. Es ist in die Relation, Reiz und Empfindung, als Ausdruck und Eindruck einbezogen. Auf die Zeichenhaftigkeit des Ich - sie besteht in der Ich-Reihe - haben wir schon oben hingewiesen. Von der Zeichenhaftigkeit des Ich ist das Ich als selbst Zeichen zu unterscheiden, wenn auch nicht zu trennen. Das Ich ist beides: Zeichenhaftigkeit als Ich-Reihe und Zeichen als Organismus. Und insofern der Organismus als Zeitort des Erlebens zugleich Ausdruck der Ich-Reihe ist, darf er, obschon er Zeichen ist, zugleich als Zeichenhaftigkeit gelten. Das vollbestimmte, d.h. zeitortbestimmte Ich stellt so jene oben schon erwähnte Einheit von Prinzip und Faktum dar. Empirisches und transzendentes Ich sind in der Philosophie Hönigswalds untrennbar dasselbe. Diese Identität steht selbstverständlich in keinem Widerspruch zur Unterscheidbarkeit ihrer Momente.

Der Organismus ist die Monade unter der Bedingung der Natur. Vermittels seiner steht die Monade i n d e r W e l t und ist zugleich das m ö g l i c h e G a n z e der Welt. Die Natur ist der Gegenstand unter der Bedingung von Raum und Zeit, d.h. unter Bedingungen der Wahrnehmung. Wahrnehmung bezeichnet jenen Vollzug der Gegenstandsbestimmung, der zwar begriffsbezogen ist, aber auch sein könnte ohne die Expliztheit des Begriffs. Er wird von Hönigswald nicht rezeptiv

verstanden, sondern als eine spezifische Weise der Produktion (vgl. R, S. 36; D, S. 267). Was die Wahrnehmung mit der begrifflichen Bestimmung verbindet, ist die beidseitige Zeichenhaftigkeit und die ihr zugrundeliegende Zeitstruktur. Damit erscheint der Gegenstand als *N a t u r g e g e n - s t a n d* gemäß spezifischer methodischer Voraussetzungen eingeschränkt. Gewiß ist nicht jeder Gegenstand ausschließlich naturbestimmt. *D e r* Gegenstand ist es ohnehin nicht. Aber er ist um seiner Darstellung willen zumindest *natur b e - z o g e n*. Denn Darstellung heißt insbesondere sprachliche Darstellung, und Sprache ist in ihrer *W o r t h a f t i g k e i t* naturbestimmt (vgl. PD, S. 38 ff.). Das Wort als sinnliches Element der Sprache ist in Raum und Zeit. Somit darf die Naturbezogenheit der Monade im Organismus als ihre Gegenstandsbezogenheit gelten.

Die Vielzahl der Erlebnismittelpunkte unter dem Aspekt der Sprache bestimmen, heißt also zweierlei. Erstens erweisen sich die Vielen als darstellungssprachliche Zeichen im Sinne des Wahrnehmungsvollzuges. Als solche sind sie notwendige *B i l d e r*. Zweitens ist Verständigungssprache nur unter der Bedingung der Darstellungssprache möglich. Da Sprache *worthaftig* und damit *naturbestimmt* ist, müssen die Erlebnismittelpunkte *a u c h* naturbestimmt sein. Denn andernfalls wäre Einheit und Einzigkeit des Gegenstandes als Natur zerstört.

Hat nun der Organismus die Funktion der Darstellung der Monaden in Raum und Zeit, so müssen sich an ihm die Momente der Monadizität aufweisen lassen. Wir wollen dies in der Ordnung der oben entwickelten Faktoren tun.

(1) Das "Ich-denke" ist als synthetische Einheit der Apperzeption der Gegenstand selbst. In der formalen Einheit, die das "Ich-denke" bezeichnet, besteht der einigende Grund gegenständlicher Bestimmtheit. In ihr erscheint die Welt als Totalität der Gegenstände, die vielmehr nur der eine Gegenstand ist, zentriert. Die sinnbestimmten Unterschiede der jeweiligen Gegenstände fallen in der formalen Einheit des "Ich-denke" als ihrer Möglichkeitsbedingung zusammen. Die Welt als Ganzes erscheint in ihr immer schon vorweggenommen. Am Organismus zeigt sich dieser Sachverhalt darin, daß sich von ihm aus die Welt als Inbegriff der Reize darstellt. Korrelativ dazu ist der Organismus selbst *d i e W e l t a l s S y s t e m v o n E m p f i n d u n g e n*. Als prinzipielle Möglichkeit, von allem gereizt zu werden und alles zu empfinden, nimmt er die Welt als Ganze vorweg. Der Korrelation von "Ich-denke" und Ist-Bestimmtheit entspricht somit am Organismus das Begriffspaar Empfindung und Reiz (vgl. GP, S. 112 f.).

(2) Der Selbstbezug des Ich zeigt sich in einer ausgezeichneten *P o s s e s s i v b e z i e - h u n g*. Vom Organismus läßt sich schlechterdings

nur als von "meinem Körper" sprechen. Der Organismus ist stets "jemandes" Organismus. Nur unter der Bedingung dieses ausgezeichneten Possessivverhältnisses sind andere solche Verhältnisse wie z.B. mein Haus oder mein Mantel möglich. Man sieht sehr leicht, daß (1) und (2) korrelativ sind. Nur weil der Organismus stets "mein" Körper ist, repräsentiert das System möglicher Reize die e i n e Natur. Und umgekehrt: nur weil das System möglicher Reize - bzw. besser Empfindungen - die Natur repräsentiert, erscheint es notwendig, jenes Possessivverhältnis zu setzen.

(3) Der Organismus bestimmt sich selbst. Zwar mag er dies mit Bezug auf einen äußeren Reiz tun. Aber gleichwohl sind die organischen Vollzüge nur als wechselseitige Bestimmung der Organe in dem einen Organismus charakterisierbar. Der Reiz ist eben nur als Empfindung möglich. Die S e l b s t - b e s t i m m u n g des Organismus entspricht der Selbstbestimmung des Ich in der Reihe des Wissens.

(4) Mithin ist in jedem organischen Vollzug jeder andere gegenwärtig. Der Organismus ist t e - l e o l o g i s c h bestimmt. Das heißt er b e - t r i f f t d a s G a n z e . Als solcher ist er das Aufeinmal seiner Organe. Die Organe sind nicht seine Teile, aggregativ zusammengesetzt, sondern seine Glieder. Darin stellt der Organismus die Individualität und damit jene Einheit der ganzen Ich-Reihe dar²⁶.

Somit erweist sich der Organismus recht eigentlich als die Darstellung der Monadizität des Ich. Von hier aus lassen sich auch die korrelativen Beziehungen zu den entsprechenden Faktoren auf der Gegenstandsseite aufdecken. Auch der Gegenstand war sowohl als Ansatz-Ziel als auch als Ordnung die Darstellung des Begriffs. Als Ansatz und Ziel hält er sich im methodischen Progreß durch. Damit ist der Gegenstand präsenzbestimmt. Daß er dem sukzessiven Vollzug der Bestimmung enthoben ist, stellt sich in der Raumbestimmtheit des naturalen Gegenstandes bzw. zumindest in seiner Raumbezogenheit dar. Die Struktur des Gegenstandes als Ordnung im Vollzug hatte sich uns als Dialektik von "bestimmt" und "nicht-bestimmt" erwiesen. Der darin enthaltene Widerspruch konnte nur mit Hilfe des Nacheinander der Bestimmungen ferngehalten werden. Der Vollzug der Bestimmung und damit das Vollzogene müssen zeitlich sein, so daß aus dem "bestimmt" ein "schon-bestimmt" und dem "nicht-bestimmt" ein "noch-nicht-bestimmt" wird. Schließlich steht der Bestimmtheit des Gegenstandes als Aufgabe ebenfalls der Organismus gegenüber. Er stellt gerade darin die Monadizität dar, daß er sich selbst bestimmend teleologisch bestimmt ist.

Der Organismus repräsentiert somit auf besondere Weise jenen schon öfter erwähnten Zusammenfall von Prinzip und Faktum und damit - wie sich von selbst versteht - die Gegenständlichkeit.

"Der Organismus bedeutet somit die naturhafte Repräsentation der Gegenständlichkeit" (PS, S. 61; vgl. auch PWS, S. 254).

Die Korrelate Prinzip und Faktum durchziehen die Gliederungen des Problembereiches der Monade ebenso wie die des Gegenstandes. Die Einheit des "Ich-denke" ist schlechthiniges Prinzip. Auf dieses Prinzip kann im Selbstbezug bloß *verwiesen* werden. Darum macht der Selbstbezug das Moment der Faktizität *am* "Ich-denke" aus. Einheit von Prinzip und Faktum ist die Ich-Reihe. Denn in ihr ist das Ich Gegenstand und Akt zugleich - Zeichen, Gezeigtes und Zeichenhaftigkeit (vgl. R, S. 6; PWS, S. 255). In der Einheit von Prinzip und Faktum besteht recht eigentlich die Monade, wie wir im zweiten Abschnitt entwickelten. Schließlich repräsentiert unter der Bedingung der Natur der Organismus jene Einheit. Unter der Bedingung der Natur heißt unter der Bedingung von Raum und Zeit. Raum und Zeit sind Prinzipien der Setzung individueller Instanzen. Von daher erscheint der Organismus als ein raumzeitlich *Gesetztes*. Soll nun der Organismus den Zusammenfall von Prinzip und Faktum *in* Raum und Zeit darstellen, so muß er als raumzeitlich bestimmt zugleich raumzeitbestimmend sein.

"Zwar befindet er sich also, um hier nur dies eine geltend zu machen, selbst *im* Raum und genügt damit seiner naturhaften Bestimmtheit; gleichwohl bedeutet er aber auch *Setzung* des Raumes, in welchem er sich zusammen mit den ihm zugeordneten Reizen befindet." (PS, S. 58).

In seiner Funktion, Raum-Setzung zu sein, erweist sich seine Transzendentalität. Es schließt einen scheinbaren Widerspruch ein, den Organismus als raumzeitbestimmt entwickelt zu haben, um hernach ihn *zugleich* als raumzeitbestimmend zu konstatieren. Nun resultiert aber die Raumzeitbestimmtheit des Organismus daraus, daß sich das Ich notwendig *im* *Anderen* seiner selbst darstellt. Stellt es aber *sich* im Anderen dar, so muß es sich in Raum und Zeit als Raum-und-Zeit-Setzendes darstellen. Somit schließt dieser Gedanke recht eigentlich die systematische Entwicklung der Subjekttheorie ab. Er schließt sie ab in der Einheit der ursprünglichen Korrelation - im Zusammenfall von Prinzip und Faktum.

Das Problem der Zeit

Mit dem Problem der Intersubjektivität und in seiner Folge dem des Organismus sahen wir uns vor das Problem des Wechselspiels von Raum und Zeit gestellt. Wir haben es soweit untersucht, wie es an dieser Stelle unerläßlich ist. Dennoch zeigt sich schon, daß unsere Untersuchung unvollständig ist. An der Korrelation zu den gegenständlichen Faktoren wurde deutlich, daß die Beziehungen dieser Faktoren nun auch unter dem Gesichtspunkt der Zeit und des Raumes zu betrachten sind. Es bleiben an dieser Stelle Fragen offen. Inwiefern ist es gerade auf der dritten Stufe der jeweiligen subjektiven bzw. objektiven Korrelationen notwendig, von

Raum und Zeit zu sprechen? Wie verhalten sich Darstellung, Dargestelltes, Prinzip der Darstellung und der Begriff der Zeit zueinander? Was heißt Gegenwartigkeit, Aufeinmal von Momenten und Präsenz - Begriffe, die wir ständig gebrauchen? Diese Fragen müssen nun beantwortet werden. Die Antwort auf sie muß das Ganze der Korrelationen ins Auge fassen.

DER BEGRIFF DER ZEIT

Das System der Korrelationen ist abgeschlossen. Es gibt nur zwei Hinsichten, unter denen das *e i n e* Prinzip der Gegenständlichkeit zu betrachten ist: der Gegenstand und das Subjekt. Dies zeigte sich unmittelbar an unserem Ansatz, der dem synthetischen Vollzug des *B e g r i f f s* vom Ansatz gleichkommt. Mit der Gegenstandstheorie und der Monadologie ist Gegenständlichkeit als Inbegriff von Prinzipien abschließend bestimmt. Eine Frage bleibt in bezug auf das Hönigswaldsche System, wie es hier interpretiert wurde, offen. Es handelt sich um die Frage nach der Drei-Stufigkeit der Korrelationsfolge. Zwar mag es auf Anhieb einleuchten, daß es nur die drei Hinsichten gibt, unter denen die ursprüngliche Korrelation zu betrachten ist, nämlich Einheit (Bestimmtheit, "Ichdenke"), Träger der Einheit (Begriff, Monade), Darstellung bzw. konkreter Vollzug der Einheit (Methode, Intersubjektivität). Nur diese Drei-Stufigkeit muß selbst noch bestimmt werden, mag auch die synthetische Entfaltung unseres Ansatzes sie zwingend nahelegen. Dabei geht es darum, diejenige Strukturgesetzlichkeit anzugeben, die unserem synthetischen Aufbau die Form gibt. Diese Strukturgesetzlichkeit ist die Zeit. Das folgende Kapitel soll dafür den Nachweis erbringen.

Die These, daß Zeit die Strukturgesetzlichkeit der Gegenständlichkeit ausmacht, ist des Verf. These.

sie kommt so bei Hönigswald nicht vor. Gleichwohl klingt sie an, z.B. in der Aussage, daß Präsenz die zeitliche Form der Synthesis ist (vgl. S. S. 219; E, S. 78 f.; W, S. 254; MI, S. 26 f.). Auch in der Bestimmung der Produktion als Zeitgestaltung (vgl. R, S. 40 und S. 42) - Produktion heißt Setzung als Anschauung - ist die These des Verf. impliziert. Hönigswald hat jedenfalls Zeit und Zeitlichkeit nicht als die Strukturgesetzlichkeit der Gegenständlichkeit expliziert. Daher fehlt bei ihm auch die strenge Gliederung der Momente der Zeit, wie sie der Verf. im folgenden vorlegt. Die einzelnen Grundbestimmungen finden sich aber in seinen Werken.

Die andere D a r s t e l l u n g des Zusammenhangs von Zeit und Gegenständlichkeit macht es problematisch, einzelne Zitate aus dem Zusammenhang, in dem sie bei Hönigswald vorkommen, herauszunehmen und in den der Darstellung des Verf. einzugliedern. Es wird deshalb weitgehend darauf verzichtet. Die Grundbestimmungen, die in anderem Gliederungszusammenhang auftauchen, finden sich bei Hönigswald hauptsächlich in den kurzen Schriftlichen Gleichzeitigkeit und Raum, Vom Problem des Rhythmus - Kap. IV und S. 72 ff., Über Zeit und Zeitmessung (in AP). Darüber hinaus sind weitere Stellen zu den entscheidenden Momenten von Zeit und Zeitlichkeit in den Sachwortregistern, die in fast allen Werken Hönigswalds zu finden sind, aufgezeigt.

Soll nun im folgenden die genannte These legitimiert werden, so muß Zeit schon aufgezeigt werden an der ansatzhaften Korrelation von Setzung und Voraussetzung, die der Drei-Stufigkeit der Korrelationsfolge vorausgeht. Daher müssen wir bei der Zeit letztlich vier Stufen der Korrelation durchlaufen. Wir müssen es, weil jene ursprüngliche Korrelation von Setzung und Voraussetzung der Stufenfolge von Monadologie und Gegenstandstheorie vorangestellt ist.

DIE ZEIT AUFGEZEIGT AN SETZUNG UND VORAUSSETZUNG

Setzung als Protention

Das Setzen ist Setzen von Gesetztem. Im Setzen ist das Gesetzte noch nicht. Es i s t eben nur, sofern es g e s e t z t i s t. Als Gesetztes ist es im Setzen noch nicht, weil es Resultat des Setzens ist. Die Setzung muß mithin als richtungsbestimmt gelten. Sie ist Verweisung auf Gesetztes im Noch-Nicht des Gesetzten. Somit ist Setzung Protention. Protention meint schlicht, daß im Setzen Gesetztes als Noch-Nicht ist (vgl. R, S.73; D, S. 85).

Voraussetzung als Retention

In der Setzung ist das Gesetzte nicht als schlecht-hin "nicht", sondern bloß als Noch-Nicht. Ansonsten wäre Setzen nicht stets Setzen von Gesetztem. Daß im Setzen das Gesetzte als Noch-Nicht da ist, macht

die Protention aus. Daß es aber "da ist", wenn auch als Noch-Nicht, zeigt, daß Setzen das Gesetzte voraussetzt. Im Setzen als Voraussetzen ist das Gesetzte schon. Indem es schon ist, gilt es als vorausgesetzt. Es ist schon, wenn das Setzen es noch nicht gesetzt hat. Somit ist Setzen als Voraussetzen Retention. Retention bedeutet Verweisung auf Gesetztes, das schon gesetzt ist.

Einheit von Retention und Protention:
Gegenständlichkeit als Präsenz

So wie Setzung und Voraussetzung dasselbe besagen, so sind auch Retention und Protention eins. Dies meint nicht, daß sie unterschiedslos sind. Die beiden Strukturen sind vielmehr korrelativ. Sofern Protention ist, ist das Gesetzte noch nicht, aber es ist jedenfalls. Also ist Retention. Sofern nun Retention vorliegt, ist das Gesetzte schon, wenngleich noch nicht als Schon-Gesetztes gesetzt. Also ist Protention. Den Zusammenfall von Retention und Protention wollen wir Präsenz nennen. Präsenz bedeutet Gegenwärtigkeit des Entstehenden - Zu-Setzenden - und Vergehenden - Gesetzten - im Jetzt der Setzung. Das Spätere ist im Früheren und das Frühere im Späteren, wie Hönigswald des öfteren sagt (vgl. R, S. 76; D, S. 257 f u. S. 347).

Wir haben hier die Husserlschen Termini Protention und Retention eingeführt. Hönigswald gebraucht sie nicht. Er spricht nur von Präsenz als dem einen Jetzt, in dem Früheres und Späteres einbehalten ist.

Damit hat er der Sache nach Protention und Retention und ist zugleich darüber hinaus. Denn Früheres und Späteres sind abgeleitete Termini. Sie setzen den unmittelbaren Übergang von Protention in Retention und umgekehrt voraus. Sie werden eigentlich erst vom Begriff der Präsenz als ihrer Distinktionsbasis her unterscheidbar. Früheres und Späteres wurzeln zwar im Verhältnis von Retention und Protention, und insofern sind sie auch in deren Begriff enthalten. Aber sie setzen als Relation schon die Trennung eines Früheren und Späteren voraus. Hier an dieser Stelle ist aber von Trennung noch keine Rede. Wir haben bislang nur gesehen, daß Protention und Retention die Struktur des e i n e n Aktes der Setzung sind. Die Begriffe Protention und Retention stammen zwar von Husserl, haben aber in unserem Gebrauch eine entscheidende Wandlung erfahren. Werden die mit ihnen gemeinten Strukturen dort exemplarisch am Falle der Wahrnehmung deskriptiv erfaßt, so sind sie hier die Weise der Setzung überhaupt, also Struktur jeglichen Aktes. Heißt bei Husserl Retention Unthematisch-noch-bewußthaben und Protention Unthematisch-schon-bewußthaben, so scheint auf den ersten Blick keine Differenz vorzuliegen. Doch bei Husserl besteht zwischen dem unthematisch und thematisch Bewußthaben ein Abstand. Gegenwart ist bei ihm von Anfang an streckenhaft²⁷. Solches gilt zwar auch bei Hönigswald, aber bloß auf dem Hintergrund eines zeitlosen Aktes der Setzung. Zwischen Meinen

und Gemeintes drängt sich keine Zeit (vgl. AP, S. 172 und S. 185; D, S. 39). Beide sind vielmehr "aufeinmal". Nur so ist Retention und Protention möglich: als unmittelbares Haben von schon und noch nicht Gehabtem. Der Akt der Setzung ist nicht zeitlich. Er ist es weder im Sinne von Retention und Protention noch im Sinne der Zeit des Objektiven. Vielmehr ist er Retention und Protention. Mithin ist er die Zeit. Die Zeit selbst kann nicht zeitlich sein. Man kann Zeit nicht erklären, d.h. man kann nicht erklären, was Zeit ist, ohne dazu schon Bestimmungen zu benutzen, die vom Begriff der Zeit Gebrauch machen²⁸ (vgl. GR, S.76 und S. 81; R, S. 5). Man kann es aus dem gleichen Grunde nicht, aus dem man auch nicht erklären kann, was Setzung ist. Diese Faktoren Setzung und Zeit muß und kann man nur vorführen. Man kann sie nur im Gebrauch vorführen, d.h. im definierten Sinne darstellen. Wir kennen diesen Sachverhalt schon aus der Einleitung. Hier gilt es nur noch eines deutlich zu machen. Protention und Retention sind Richtungsbestimmtheiten. Diese Termini benutzen weder Zeitstrecke noch Vor und Nach als immanente Bestimmungen. Jene sind vielmehr Bedingung für diese. Sie sind bloße Weisen des Setzens. Weil Setzen Voraussetzen ist, ist es auch Protention. Und weil Voraussetzen allemal Setzen ist, ist es Retention. Paradox ausgedrückt ist Setzen gleich Vorgriff in die Vergangenheit. Hönigswald bestimmt Gegenständlichkeit - mithin

die ursprüngliche Korrelation von Setzen und Voraussetzen - nicht als Zeit. Dies führt ihn zu der Schwierigkeit, nicht verständlich machen zu können, wieso die zeitlose Setzung die Zeitlichkeit ihres Vollzuges verlangt. Ist hingegen Gegenständlichkeit Zeit, so bedeutet der Vollzug der Gegenständlichkeit die Darstellung der Zeit. Und weil Gegenständlichkeit le t z t e s ist, so steht der Vollzug unter ihrer Bedingung und damit der Zeit. Demnach ist der Vollzug zeitbestimmt (vgl. R, S. 52).

Ein weiteres wäre gegen die Husserlsche Fassung der Begriffe Retention und Protention zu sagen. Für Husserl ist Protention die reziproke Struktur von Retention. Protention wird am Leitfaden der Retention eingeführt. Mithin sind Retention und Protention für ihn symmetrisch. Diese Symmetrie setzt nun schon das punktuelle Jetzt als Distinktionsbasis voraus. Nur von ihm aus lassen sich Retention und Protention als symmetrische Strukturen vergleichen. Doch ist der Jetztpunkt als Ausgangspunkt aller Zeitbestimmungen nichts. Denn vom Jetzt kann nur als dem kommenden und vergehenden Jetzt die Rede sein. Das Jetzt steht schon unter der Bedingung von Retention und Protention und nicht umgekehrt. Ansonsten wäre das Jetzt eine gänzlich leere Bestimmung. Zwar kann man vom Jetzt konstruktiv ausgehen und am Scheitern, das Jetzt als Bestimmtheit festzuhalten, zu Retention und Protention gelangen. Dabei stellt sich das Jetzt

n a c h t r ä g l i c h als Distinktionsbasis heraus. Es kann aber nicht als solche vorausgesetzt werden. Vorausgesetzt bliebe es entweder leer und bestimmungslos, oder es setzte Retention und Protention voraus, die vom Jetzt her erst ihre Bestimmtheit erlangen sollen, aber nicht können²⁹.

IMMANENTE ZEIT: DIE EINZEITIGKEIT ALS DIE ZEIT DES SUBJEKTS

Präsenz wird im folgenden als i m m a n e n t e Z e i t l i c h k e i t erwiesen. Die Zeit ist dies, daß Setzen unmittelbar Voraussetzen, Protention gleich Retention ist. Präsenz drückt die Korrelation dieser beiden Momente aus. Daher dürfen wir sagen, daß die Zeit Präsenz ist. Die Präsenz ist nun nicht nur die Korrelation als Entfaltung ihrer selbst. Vielmehr ist sie auch selbst gesetzt und somit durch ihre Korrelate bestimmt. Wir sagten schon öfter, daß die Korrelation Einheit und Abstand ist, d.h. die Bestimmtheit ihrer Korrelate. Damit hat sich unsere Blickrichtung in Ansehung der ursprünglichen Korrelate Retention und Protention umgedreht. War Präsenz a u s g e h e n d v o n R e t e n t i o n u n d P r o t e n t i o n gesetzt, so ist sie jetzt Ausgang weiterer Bestimmung, und zwar Bestimmung der Korrelation im H i n b l i c k a u f Retention und Protention. Unter dieser Hinsicht ist sie nicht mehr d i e Z e i t, sondern die Zeitlichkeit der Momente, die sie bestimmt: Setzung und Voraussetzung.

Wir sagten oben schon, daß die Zeit nicht erklärt, d.h. definiert, werden kann. Denn jede Bestimmung der Zeit setzt Zeit als Bestimmtheit ihrer selbst voraus (vgl. R, S. 43). Zeit kann nur aufgezeigt werden. Und sie muß aufgezeigt werden können, wenn auch nur von einem Zirkel in der Definition der Zeit gesprochen werden soll. Wir haben den Aufweis der Zeit im vorhergehenden Abschnitt erbracht. Damit wurde nicht definiert, w a s Zeit ist, sondern nur gezeigt, d a ß Zeit ist. Der Begriff, der dieses Faktum zum Ausdruck bringt, ist der der Zeitlichkeit. Es kann an dieser Stelle nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der Begriff der Zeitlichkeit nichts anderes ausdrückt als dieses Faktum. Nur so kann jede metaphysische Bestimmung der Zeit aus unserer Erörterung herausgehalten werden. Zugleich ist aber ein weiteres erreicht. Im Aufweis der Zeit als reines Faktum ist ein neuer Anfang gesetzt. Der Begriff der Zeitlichkeit ist die einzig mögliche Rede von der Zeit. Indem Zeit als Faktum aufgezeigt werden konnte, kann nun Zeitlichkeit als Begriff der Faktizität der Zeit das Aufzeigen selbst bestimmen. Zeitlichkeit kann Protention und Retention zu gegenständlichen Momenten auseinanderlegen. Unter diesem Aspekt wandelt sich auch der Begriff der Zeitlichkeit. Er drückt nun das Wie von Etwas hinsichtlich der Strukturgesetzlichkeit der Zeit aus. Kurz, er drückt aus, wie etwas zeitlich ist. Demnach besagt der Begriff der Zeitlichkeit zweier-

lei: erstens, daß Zeit i s t , d.h. er ist der Begriff, in dem allein Zeit g e s e t z t werden kann; zweitens, daß und wie e t w a s z e i t - l i c h ist. Ersteres meint die Zeit, inwiefern sie allein als bestimmt gesetzt werden kann. Das zweite meint die so gesetzte Zeit, die Zeitlichkeit, insofern sie als bestimmend auf die Bestimmungselemente ihrer selbst zurückwirkt. Dieses Zurückwirken der Zeitlichkeit geht auf Momente i h - r e r s e l b s t , d.h. auf i m m a n e n t e Momente. Somit dürfen wir von immanenter Zeitlichkeit sprechen oder auch von immanenter Zeit, wenn wir nur beachten, was Zeit hier heißen darf und was nicht.

Den Begriff der immanenten Zeit setzt Hönigswald dem der transeunten Zeit gegenüber. Die immanente Zeitlichkeit ergab sich zwingend aus unserer Darstellung. Es handelt sich dabei um den Rückbezug der Zeitlichkeit auf die Momente, die ihren Begriff unmittelbar ermöglichen. Rückbezug auf sich selbst - kurz Selbstbezug - ist die Weise des Subjekts. Daher ist immanente Zeitlichkeit die Zeitlichkeit des Subjekts. Immanente Zeitlichkeit findet als reine Form ihre Verwirklichung im Subjekt. Nun ist das Subjekt als Selbstbezug zugleich material bestimmt, wie wir oben sahen. Wäre dem nicht so, dann läge eine bloße Verdoppelung der Form vor. Dies meint, daß das Subjekt nichts anderes als immanente Zeitlichkeit wäre. Dasselbe gilt, wenn man davon abstrahiert, daß sich Selbstbezug

immer nur an anderem - und sei es anderes seiner Selbst - darstellt. Doch Selbstbezug ist auf Materialität bezogen. Daher zeigt sich immanente Zeitlichkeit nicht nur i m Subjekt, sondern im Subjekt a m Anderen (Material-Bestimmten). Somit geht Zeitlichkeit qua immanente an Nicht-Immanentes über: sie ist transeunt. Als solche wird sie zur Zeitlichkeit des Objekts. Die Zeit ist zwar i m Subjekt, aber a m Objekt. Oder besser, wie es Hönigswald ausdrückt: Die Zeit ist i m Subjekt, das Objekt dagegen in der Zeit. Das Verhältnis von immanenter und transeunter Zeitlichkeit wird uns im einzelnen noch beim Übergang vom zweiten zum dritten Abschnitt beschäftigen. Das hier Erörterte sollte nur die gewählten Ausdrücke im Vorgriff rechtfertigen (vgl. D, S. 84 f.; GP, S. 88 ff.).

Ganzheit

Zeitlichkeit bestimmt die Momente, die zu ihrem Begriff führen. Protention zeigt sich unmittelbar als Retention. Damit ist Protention schon das Ganze der Momente der Zeitlichkeit. Umgekehrt zeigt sich aber auch Retention unmittelbar als Protention. Damit ist auch Retention schon das Ganze der Momente der Zeitlichkeit. Nun setzten wir oben diesen Sachverhalt begrifflich als Präsenz. Daher muß von hier aus Präsenz als Ganzheit bestimmt werden. So wie der Begriff der Präsenz im vorigen Abschnitt eingeführt wurde, konstatierte er bloß die Einheit

von Retention und Protention. Er besagte aber noch nicht, worin diese Einheit besteht. Letzteres drückt der Begriff der Ganzheit aus. Weil keines der beiden Momente isolierbar ist, bedeutet jedes schon das Ganze. Das Ganze der Momente ist die Korrelation. Demnach ist die Korrelation hinsichtlich der Einheit ihrer Momente als Ganzheit bestimmt. Wird die Korrelation als Präsenz angesetzt, so ist damit auch Präsenz als Ganzheit bestimmt (R, S. 38f; E, S. 35).

Gliederung

Einheit ist nicht ohne Differenz, Ganzheit nicht ohne Gliederung. Das Ganze hat Teile. So ist Präsenz Einheit von Retention und Protention. Es braucht eigentlich nicht mehr betont zu werden, daß es sich bei der Ganzheit nicht um die Summe oder das Aggregat von Teilen handelt. Die "Teile", Protention und Retention, haben nur Bestand, insofern sie gleich sind, d.h. im hier geprägten Sinne "ganz". Die Beziehung, in der sie zueinander stehen, ist bedingt durch die Ganzheit (R, S. 76; KU, S. 211). Die Differenz von Retention und Protention ist hier nur von der Präsenz als solcher Ganzheit her Problem. An sich kann Präsenz zweierlei besagen. Sie heißt Ganzheit, insofern auf der Einheit der Momente das Augenmerk liegt. Sie heißt Gliederung, wenn man ihre immanente Differenziertheit - sprich die Differenz von Protention und Retention - im Auge hat. Man mag nun Protention und Retention

charakterisieren, wie immer man will, als Vorwegnahme und Behalten oder sonstwie. Es handelt sich immer nur um eine Erläuterung, die von Relationen notwendig Gebrauch macht, die in unserem Sinne noch nicht abgeleitet sind. Dabei geht es insbesondere um die Relationen "vor - nach", "früher - später". Für sie sind sich die Relata wechselseitig äußerlich. Demgegenüber sind sich aber Protention und Retention wechselseitig innerlich. Deshalb trifft die diesbezügliche Erläuterung nicht den in Frage stehenden Sachverhalt. Unbeschadet ihrer Notwendigkeit, die wir im nächsten Abschnitt zu zeigen haben, dürfen wir streng genommen an dieser Stelle nur sagen, daß eine Differenz zwischen Retention und Protention besteht und diese Differenz der Präsenz i n n e r l i c h ist. Deshalb sprechen wir auch nicht von Ordnung, sondern von Gliederung bzw. Differenziertheit (vgl. R, S. 68). Denn in jeder Ordnung sind die Relata einander äußerlich. Jede Ordnung ist nämlich letztlich die des Nacheinander. Wir dürfen darüber hinaus nur darauf verweisen, daß der Abstand von Retention und Protention der von Voraussetzen und Setzen ist. Akzeptiert man diese Korrelation, so hat man schon jene akzeptiert. Tut man es aber nicht, so setzt man ihre Negation und hat die Korrelation somit vorausgesetzt. Man hat Retention und Protention allemal im Gebrauch.

Wir fassen noch einmal kurz zusammen. Daß Protention und Retention Eins sind, macht Präsenz als

Ganzheit aus. Ganzheit fordert Gliederung. Gliederung kann hier nur den der Präsenz innerlichen Abstand der Korrelate Protention und Retention bedeuten.

Einzeitigkeit

Ganzheit und Gliederung sind korrelativ (vgl. PK, S. 51; R, S. 31). Mit Ganzheit setzt man Gliederung und umgekehrt. Sie sind eins. Sie machen als Einheit die *e i n e* Zeit des Subjekts aus. Wir nennen diesen Sachverhalt die Einzeitigkeit des Subjekts. Der Begriff der Einzeitigkeit macht deutlich, inwiefern von Zeit in Ansehung des Subjekts die Rede sein kann. Präsenz wurde als der Zusammenfall von Retention und Protention eingeführt. Sie bestimmt als Ganzheit und Gliederung diesen Zusammenfall. Als bloßer und noch nicht bestimmter Zusammenfall von Retention und Protention kennzeichnet Präsenz die Unmittelbarkeit der Zeit. Indem nun für die weitere korrelative Entwicklung die Zeit als Ausgang der ihr folgenden Bestimmungen gesetzt wurde, wandelte sich der Begriff der Präsenz in den der Zeitlichkeit. Als solcher entfaltet er die Korrelation von Ganzheit und Gliederung. Immanente Zeitlichkeit ist stets Ganzheit und Gliederung. Oder anders ausgedrückt: Die Zeit, die im Subjekt ist, ist zugleich das Ganze und der Teil, das Glied. Im Subjekt ist nicht Zeit als beschränkter Zeitraum, sondern die *e i n e g a n z e* Zeit. Und diese ganze Zeit ist zugleich Teil, "Glied". Als

Teil ist sie wiederum einzugliedern in das Ganze, das selbst wieder nur Teil ist usw. Umgekehrt ist auch der Teil schon das Ganze, also selbst gegliedert, so daß die dadurch ausgeprägten Glieder selbst wieder Ganzheiten sind usf. Im ersten Fall findet die *E i n g l i e d e r u n g* des Ganzen - und zwar als Teil - in das Ganze statt, im zweiten die *G l i e d e r u n g* des Teiles in Teile zum Ganzen. Jenes kennzeichnet den korrelativen Übergang von der Ganzheit zur Gliederung, dieses den umgekehrten von der Gliederung zur Ganzheit (vgl. R, S. 75; MII, S. 9; AP, S. 132).

Die Korrelation ist der ständige wechselseitige Übergang selbst. Der Übergang ist ständig, weil in ihm keines der Korrelate einen Vorrang vor dem anderen hat. Gerade die Ausgewogenheit der Momente, Ganzheit und Gliederung, d.h. ihre Gleichgewichtigkeit, macht den unendlichen Übergang möglich. Zugleich ist der Übergang auch Ausdruck der *e i n e n* Zeitlichkeit. Präsenz entfaltet ihre immanenten Momente: Ganzheit ist an ihr selbst Gliederung und Gliederung an ihr selbst Ganzheit. Ganzheit und Gliederung machen beide - schon einzeln genommen und deshalb zusammen - die *e i n e* Präsenz aus. Sie charakterisieren sich als Einzeitigkeit.

Einzeitigkeit ist die Zeitlichkeit des Subjekts. Abgesehen davon, daß die Korrelation von Ganzheit und Gliederung die immanente Bestimmtheit der Prä-

senz darstellt und Immanenz die Weise des Subjekts ist, fällt sofort die Entsprechung der hier entwickelten Einzeitigkeit zur Ich-Reihe ins Auge (vgl. R, S. 6; MI, S. 180). Nicht umsonst gelang uns die Darstellung und Erläuterung der Ich-Reihe nicht ohne die Begriffe der Präsenz und des Aufeinmal. Präsenz ist das Aufeinmal seiner Momente, Retention und Protention. Die Ich-Reihe bedeutet die Korrelation von "Ich-denke" und Selbstbezug. Dem "Ich-denke" entspricht hier in doppelter Weise die Ganzheit. Nach Kant ist das "Ich-denke" die analytische Einheit der Apperzeption. Die Einheit der Apperzeption ist analytisch, insofern sie jenes Moment ausmacht, das in allen Vorstellungen - sollen sie verbindbar sein - enthalten ist. Das "Ich-denke" gilt somit als der *conceptus communis* aller meiner Vorstellungen und Begriffe (Kr.d.r.V., B 134, Anm.). Als solcher *conceptus communis* ist das "Ich-denke" die uneigentliche oberste Gattung im Begriffsbaum. Die Gattung wird uneigentlich genannt, weil von einem obersten Begriff nicht die Rede sein darf³⁰, wie wir oben gezeigt haben. Dies zeigt sich auch darin, daß das "Ich-denke" bloß das eine Moment am Begriff ist, seine Einheit. Dabei bleibt die Mannigfaltigkeit der Begriffe - als Substrate - außer Acht. Dies ist eine notwendige Vernachlässigung, die jedem analytischen Gang des Begriffs von Arten zur Gattung anhängt, weil dabei gerade von der Verschiedenheit abgesehen

werden muß. Als die Einheit des Begriffs kommt nun das "Ich-denke" der Ganzheit der Begriffe gleich. Denn der *e i n e* Begriff macht das Ganze der Begriffe aus. Das "Ich-denke" ist aber nicht bloß die analytische Einheit der Apperzeption, sondern verweist als analytische auf die ihr vorgängige synthetische Einheit der Apperzeption. Somit darf das "Ich-denke" auch für diese stehen. Die synthetische Einheit ist nach Kant die Bedingung der Möglichkeit gegenständlicher Erfahrung. Das heißt sie ermöglicht, daß gewisse Vorstellungen als in der *E i n h e i t d e s O b j e k t s* vereinigt gedacht werden. Sie erlaubt den Gebrauch des Begriffes qua Substrat. Insofern steht sie auch für die Möglichkeit des Überganges von Gattung zu Arten. Als Substrat wird der Begriff stets in der Weise gebraucht, als bezeichne er die unterste Art im Begriffsbaum. Die unterste Art wird als das Objekt gedacht. Da sie aber nur in der Handlung der Bestimmung, d.h. im synthetischen Übergang von Gattung zu Art, ist, haben wir ebenso wie vom "Ich-denke" auch vom Objekt nur einen uneigentlichen Begriff. Denn die unterste Art wird im Gang der Bestimmung nicht erreicht. Sie kann es nicht, weil der Begriffsbaum als grundsätzlich unendlich ange-
setzt werden muß. Demnach kann das, was bloß in der Handlung ist, nur angezeigt werden. Das Ist im Urteil stellt die Anzeige des Objektes dar.

"Darauf zielt das Verhältnisswörtchen *i s t* in denselben (sc. gegebenen Erkenntnissen), um die objek-

tive Einheit gegebener Vorstellungen von der subjektiven zu unterscheiden." (Kant, Kr.d.r.V., B 141-42).

Dieses Abzielen auf die objektive Einheit geschieht auf doppelte Weise. Einmal ist es Geltungsanspruch und als solcher recht eigentlich die Spontaneität der Bestimmung im Sinne des Ursprungs der Handlung. Zum anderen setzt es die Bestimmtheit des Objekts qua Geltung schon voraus. Das Ist bedeutet also Anspruch auf Geltung und zugleich Konstatieren derselben. In beiden Fällen fügt es eine Mannigfaltigkeit von Begriffen zu einer Einheit. Diese Einheit ist im Hinblick auf Geltung Ganzheit. Als Geltungsanspruch fordert das Ist die vollständige Bestimmung, d.h. Ganzheit. Als konstatierendes Ist wird in ihm Ganzheit vermeint. Die Gliederung der Mannigfaltigkeit der Begriffe in Urteil, Schluß und Erkenntnisssystem besteht immer nur von der Ganzheit aus, so wie die Ganzheit nur als Ganzheit von Gliederndem. Somit haben wir die zweite Entsprechung zwischen dem "Ich-denke" und der Ganzheit. Das "Ich-denke" verweist auf die synthetische Einheit der Apperzeption, die ihre Anzeige im Ist findet. Das Ist steht für Ganzheit (vgl. WK, S. 85; ES, S. 121).

Dem "Ich-denke" als einem der Korrelate in der Ich-Reihe entspricht also die Ganzheit. Der Gliederung dagegen entspricht das Korrelat Selbstbezug. Denn Selbstbezug bzw. Erleben ist die Grundstruktur aller Relationalität (vgl. W, S. 228).

Relationen gliedern stets ein Ganzes. Demnach ist Relationalität - ebenso Intentionalität als eine Besonderung derselben - stets der Struktur nach Gliederung. Im Erleben scheiden sich Erleben und Erlebtes. Im Erleben wird zugleich miterlebt, daß erlebt wird (vgl. AP, S. 179 ff.). Dies sind Hönigswalds Formeln der immanenten Selbstgliederung des Subjekts. Wir haben oben die Selbstgliederung als Bedingung der Möglichkeit der Einheitssetzung im "Ich-denke" erkannt. Daher ist das Erleben auch nur von der Ganzheit des "Ich-denke" aus Gliederung. Andererseits haben wir oben gesehen, daß das "Ich-denke" nur insofern Ganzheit ist, als es die Einheit gegebener Vorstellungen repräsentiert. Der Terminus "Vorstellung" steht für nichts anderes als Sinn, und zwar in seiner Gedoppeltheit als Intention und Intentionum. Intention und Erleben sind für Hönigswald eins. Das Intentionum macht die Gliederung im Urteil aus. Von dieser Gliederung her wird die Entsprechung zur Gegenstandsseite hin deutlich. Das Urteil enthält die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen qua Intentiona. Durch diese Mannigfaltigkeit wird es zu einem gegliederten Gefüge (vgl. MI, S. 89). Daher steht die Sinnbestimmtheit für die Gliederung des Urteils. Sie ist Ausdruck der inneren Differenziertheit desselben und nicht seiner extensiven Struktur. Das Nacheinander ist die Struktur der Zeichen für Sinnbestimmtes, nicht aber des Sinnes. Der Sinn ist präsentell bestimmt. Nur

vom Ganzen des Sinnes erhält das Sinnbestimmte seine Gliederungsfähigkeit (vgl. MI, S. 49). Nur weil das Sinnbestimmte im Horizont des Sinnes und damit im Zusammenhang steht, gliedert es den Sinn zugleich. Es verweist von sich aus aufs Ganze. Klebte es am Zeichen, so wäre am Ende eines Satzes, etwa beim Prädikat, das Subjekt schon vergessen. Deshalb ist die Relation des Nacheinander nicht geeignet, die Gliederung des Sinnes zum Ausdruck zu bringen. Das Nacheinander bedarf vielmehr der Bedingung der präsentiellen Gliederung zur Erklärung seines eigenen Begriffs. Ebenso braucht aber auch präsentielle Gliederung zu ihrem A u f w e i s das Nacheinander der Zeichen als der Träger von Sinnbestimmten (vgl. AP, S. 163; MI, S. 180; R, S. 45).

Der Einzeitigkeit schließlich entspricht die Ich-Reihe. In ihr als der Folge von Ichen steht jedes einzelne Ich für die g a n z e Reihe, sowie die ganze Reihe das Gesetz ihrer eigenen Gliederung ist. Denn sie stellt den Begriff des einen Ich dar. Deshalb nannten wir diese Reihe mit Hönigswald nicht distrakt, sondern stetig. Die Reihe ist stetig, weil die Vielheit der Iche in ihr nichts anderes als die explizierte Gliederung des e i - n e n g a n z e n Ich darstellt. Wo jeder "Teil" das Ganze ist und das Ganze zugleich das "Teil", da kann von Distraction oder Nacheinander nicht die Rede sein. Der adäquate Ausdruck für den beschriebenen Sachverhalt ist der der Kontinuität.

Die Ich-Reihe ist einzeitig und in ihrer Einzeitigkeit der Ausdruck der Kontinuität des Ich.

"Und d a ß ich mich habe, indem ich 'weiß' und der damit gesetzten Gliederungsfülle genüge, macht die genannte Reihe ungeachtet ihrer Gliederung, ja, gerade um dieser willen 'dicht', d.h. stetig. 'Hätte' ich mich aber nicht im Sinne der Möglichkeit jenes Wissens, so wäre es auch um die Bestimmtheit, also ums Dasein des Gegenstandes, geschehen." (MI, S. 82; vgl. auch MI, S. 88 ff.).

Die Dichtigkeit der Reihe ist die Korrelation von Ganzheit und Gliederung. Der Terminus "dicht" stammt aus der Mathematik und kennzeichnet dort u.a. die Eigenschaft der reellen Zahlen. Auch das Kontinuum der reellen Zahlen ist letztlich die Korrelation von Ganzheit und Gliederung. Jedes T e i l intervall der reellen Zahlen ist schon isomorph zum g a n z e n Kontinuum, und letzteres läßt sich g l i e d e r n in Ganzheiten isomorpher Struktur. Dies aber nur am Rande. Das Zitat bringt eine weitere Entsprechung zum Ausdruck. Die Einzeitigkeit des Ich bedingt die Einzeitigkeit des Gegenstandes, dessen Kontinuität als Dasein. Das Dasein des Gegenstandes - daß er ist - wird verbürgt von der Geltungsbestimmtheit als der korrelativen Einheit von Ist- und Sinnbestimmtheit, wie wir oben gesehen haben. So haben Kontinuität des Gegenstandes und des Ich ihre gleiche Wurzel in der Einzeitigkeit.

"Die, einzeitige, Gegenwart, die Überschaubarkeit eines Nacheinanders, betrifft ebenso 'mich' mit der zu erlebenden Ordnung der Zeit wie den Gegenstand als Ganzheit." (AP, S. 118; vgl. R, S. 75; GR,

S. 81 ff.).

Damit stehen wir mit dem Begriff der Kontinuität zugleich vor dem Problem, die Zeitlichkeit des Gegenstandes ihrer vollen Bestimmung zu überführen.

Einzeitigkeit und Bestimmtheit, Zeichenhaftigkeit

Die Zeitlichkeit des Subjekts erwies sich als über Präsenz vermittelte Einzeitigkeit. Wir machten auf die Entsprechungen zu den Korrelationen und Korrelaten auf seiten der Monadologie aufmerksam. Dabei blieb zwangsläufig der Bezug zur Gegenstandsseite hin nicht aus. Das könnte zu dem Fehlschluß führen, daß Einzeitigkeit die Zeitlichkeit nicht nur des Subjekts, sondern auch des Objekts sei. Damit erschiene Einzeitigkeit aus ihrer Immanenz herausgenommen. Das hieße, Einzeitigkeit wäre nicht mehr die Zeitlichkeit des Subjekts. Zur Klärung dieses Sachverhaltes müssen wir uns noch einmal die volle Komplexität des Prinzipienbegriffes der Gegenständlichkeit - soweit er erörtert ist - vor Augen führen. Protention und Retention waren der Akt der Setzung als Zeit. Der Akt der Setzung ist die Weise des Subjekts (vgl. GP, S. 213). Daher können wir sagen, Retention und Protention bedeuten das Subjekt als Zeit. Nun ist aber der Akt der Setzung gerade als Retention und Protention - wie wir oben ausführlich darlegten - Setzung eines schon Gesetzten. Damit erweist sich die Zeit bloß als Gegenständlichen. Diesen Sachverhalt machen Ganzheit und Gliederung als die Mo-

mente der Zeitlichkeit des Subjekts besonders deutlich. Sie sind Weisen, wie das Subjekt zeitlich ist im Akt der Setzung, die ihrerseits an das Gegenständliche verwiesen ist. Dies ist ein anderer Ausdruck dafür, daß Synthesis der Einheit der Synthesis bedarf. Für Einheit der Synthesis steht Bestimmtheit. Somit ist klar, daß Ganzheit und Gliederung sich an der Bestimmtheit müssen zeigen lassen. Dies haben wir getan. Einzeitigkeit konnte sich an der Geltungsbestimmtheit zeigen. Das Dasein des Gegenstandes, seine (Geltungs-) Bestimmtheit, heißt von der Struktur der Kontinuität. Diese Kontinuität ist als Form der Bestimmtheit am Gegenstand. Dies ist ein anderer Ausdruck dafür, daß nicht der Gegenstand als jeweiliger einzeitig ist, sondern seine Bestimmtheit der Gegenstand überhaupt, oder, wie Hönigswald öfter sagt, seine Gegenständlichkeit. Die Bestimmtheit des Gegenstandes aber verdankt sich der Setzung, d.h. sie ist produziert. Dadurch ist sie auf das Subjekt bezogen. Als Sinnbestimmtheit ist sie sogar ichbestimmt. Der so beschriebene Sachverhalt meint die Einzeitigkeit des Gegenstandes im Sinne von dessen zeitloser Bestimmtheit. Die Bestimmtheit ist zeitlos als Geltungsbestimmtheit, zeitlos bezogen auf transeunte Zeit.

Die Bestimmtheit des Gegenstandes bedarf eines Trägers. Sie bedarf des Begriffs. Insofern ist Bestimmtheit an Zeichen, im engeren an Sprache, gebunden. Der Charakter des Zeichens ist unendlicher

Verweis. Als Darstellung dieses seine Charakters haben wir oben schon die Ich-Reihe gedeutet. Das Zeichen ist das sinnliche Moment in der Gegenständlichkeit. Es kann weder in seinem Charakter noch in seiner "Existenz" deduziert bzw. begrifflich bestimmt werden³¹. Man kann es nur zeigen, d.h. vorführen. Nichts anderes geschieht in der Ich-Reihe. Dieser Sachverhalt reduziert nun nicht die Ich-Reihe auf bloße Sinnlichkeit, sondern zeigt vielmehr, wie das sinnliche Moment unmittelbar und unlöslich an die Bestimmtheit gekettet ist. Setzen und Voraussetzen bestehen nur auf die Weise des Zeichens. Infolgedessen bedeuten Bestimmtheit als Ganzes sowie ihr subjektives Korrelat, das Ich, die Einheit und Ganzheit des Zeichens als dessen inneren Charakter (vgl. PK, S. 247 ff.). Von der Äußerlichkeit des Zeichens ist dabei noch nicht die Rede. Daß sie die notwendige Folge unseres Ansatzes ist, muß der kommende Abschnitt zeigen. Die Einzeitigkeit des Zeichens, dessen Kontinuität, bedeutet seinen ständigen unendlichen Verweis. Diesen Charakter des Zeichens kann seine bloße Äußerlichkeit gar nicht vermitteln. Vielmehr liegt er derselben zugrunde. Daher ist es nicht nur berechtigt, sondern sogar notwendig, die Innerlichkeit des Zeichens seiner Äußerlichkeit voranzustellen. Es muß im folgenden diese Äußerlichkeit als Raumzeitbestimmtheit, kurz als Naturgebundenheit, aufgezeigt werden. Äußere Raumzeitbestimmtheit ist um der Präsenz willen gefordert.

TRANSEUNTE ZEIT: DIE ZEITLICHKEIT DER GEGENSTÄNDE DER ERFAHRUNG

Die Korrelation von Ganzheit und Gliederung war als Einzeitigkeit bezeichnet worden. In ihr bekundete sich der wechselseitige Übergang der Korrelate. Dieser Übergang wurde zunächst als Einzeitigkeit terminologisch gefaßt und aufgenommen. Es ist aber notwendig, ihn nunmehr genau zu bestimmen. Worin besteht Einheit und Differenz im Übergang von Ganzheit und Gliederung?

Bei der Behandlung dieser Frage ändert sich notwendig der Begriff der Einzeitigkeit. Er wird vom Ausgangspunkt zum Gegenstand unserer Untersuchungen. Kurz: er wird gesetzt im Sinne des Ansetzens. Zuerst war er bloß die Handlung als der ständige Übergang von Ganzheit zu Ganzheit, der die Ganzheit als Gliederung zurückläßt. Als Handlung ist Einzeitigkeit die Korrelation als Einheit ihrer Korrelate, ohne daß sie als Einheit ausdrücklich wird. In der Handlung ist die Handlung "vergessen", d.h. nicht gewußt, sondern bloß wißbar. Als Wißbarkeit bedarf sie aber des Gewußseins, um sich von ihm aus als "Vergessenes" zu verdeutlichen. Nichts anderes heißt, Einzeitigkeit muß als solche gesetzt werden, weil sie sich vorher als das Nicht-Gesetzte im korrelativen Setzen zwar zeigte, aber noch nicht bestimmte.

Wird die Einheit der Korrelation von Ganzheit und Gliederung gesetzt, so wird Einzeitigkeit ge-

setzt. Als g e s e t z t ist sie in Ansehung des Setzens gegenständlich bestimmt. Nun ist sie aber eigentlich als b l o ß i n d e r H a n d - l u n g des Setzens gesetzt. Was nun derart bestimmt ist, ist die R e g e l der Handlung. Was Einzeitigkeit ist, was Kontinuität - wie wir oben sagten - heißt, wird erst ersichtlich, wenn man die Handlung vollzieht, deren Form sie darstellt. Handlung ist die Produktion eines Gegenständlichen, derart daß sie ihre immanente Form dem Gegenständlichen aufprägt, oder besser, daß sie ihre immanente Form a m Gegenständlichen bzw. als Gegenständliches zeigt. Die Weise, wie sich die immanente Zeit als die Form der Produktion am Produzierten zeigt, ist die Regel. Sie bedeutet transeunte Zeit. Wir brauchen nicht mehr zu betonen, daß wir Zeit im geläuterten Sinne meinen, als Zeitlichkeit, insbesondere hier als Zeitlichkeit des Gegenstandes der Erfahrung. Unter Gegenständen der Erfahrung verstehen wir raumzeitbestimmte Gegenstände. Insofern sind Gegenstände der Erfahrung naturbestimmte Gegenstände oder, wie wir oben gezeigt haben, Wahrnehmungsgegenstände.

Wir wollen den Sachverhalt noch einmal in der Sprache Hönigswalds verdeutlichen. Die Zeit des Erlebens ist vom Erlebnis der Zeit nicht zu trennen (vgl. AP, S. 115; R, S. 43 und S. 73; D, S. 307 f.). Das Erleben von etwas ist immer zugleich das Erleben, daß etwas erlebt wird. Und: I m E r l e b e n allein scheiden sich Erleben

Erlebtes. Dies sind die Kernsätze Hönigswalds. Sie besagen alle letztlich das Gleiche: Von der Handlung ist deren Produkt nicht zu trennen. Dieser Sachverhalt ist schon in der Korrelation von Setzen und Voraussetzen immanent enthalten. Die Zeit betreffend, meint dies, daß die Struktur der Handlung auch diejenige des Produktes ist. Das Produkt ist das Gegenständliche. Mit ihm wird Zeit erlebt. Unsere Frage ist nun, wie bzw. als was die Zeit erlebt wird. D a ß mit der Zeit des Erlebens das Erleben der Zeit verbunden ist, läßt sich nicht "beweisen", sondern nur zeigen. Letzteres haben wir hier versucht. Die Grundstruktur dieses Sachverhaltes kennen wir schon aus unserem Ansatz. Indem Setzen allemal Voraussetzen bedeutet, trägt es das Zeichen des Unbegrifflichen als Vorbegrifflichen an sich. Das Faktische erweist sich eben a m B e g r i f f als letztlich vom Begriff aus uneinholbar (vgl. SP, S. 112 f.).

Zeitraum

Einzeitigkeit gesetzt unter dem Aspekt der Einheit ihrer Korrelate ist Zeitraum³². Unter Zeitraum verstehen wir ein beschränktes und in diesem Sinne endlichen Kontinuum. An ihm ist die Ganzheit zugleich Gliederung. Der Zeitraum stellt die Ganzheit seiner unendlich möglichen immanenten Gliederung dar und ist zugleich als endliches Glied (Teil) Gliederung (Teilung) der e i n e n Zeit.

Die treffendste Veranschaulichung dessen, was

wir hier unter Zeitraum als Struktur verstehen wollen, ist die offene Teilmenge einer dichten Menge. Die Teilmenge ist durch eine Ordnung immanent gegliedert. Diese Gliederung bestimmt die offene Menge insofern als Ganzes, als in der Umgebung eines jeden Elementes der Menge unendlich viele andere Elemente liegen. Dies bedeutet nichts anderes, als daß sie unbegrenzt ist. Der Nicht-Mathematiker stelle sich eine Teilstrecke einer Geraden ohne ihre Endpunkte vor. Ihre "endliche Unbegrenztheit" liegt in ihrer unendlichen Teilbarkeit bzw. in der unendlich möglichen Annäherung an ihre Endpunkte, ohne sie je zu erreichen. Eine jede solche Annäherung bleibt "in" der Strecke, wenn man sie nur (hier als Gliederung) als wiederholte Teilung des verbleibenden Abstandes auffaßt. Die Zenonsche Paradoxie von Achill und der Schildkröte beschreibt denselben Sachverhalt (vgl. AP, S. 113).

Früher - Später als Grenzen
Reine Ordnung des Nacheinanders

Einzeitigkeit gesetzt unter dem Aspekt des Abstandes ihrer Korrelate ist Sukzession, die reine Ordnung des Nacheinanders. Was das Ganze nicht Glied, das Glied nicht das Ganze sein läßt, ist die Grenze. Die Grenze stellt dasjenige dar, was den Zeitraum das Nicht-Ganze sein läßt. Und zugleich: Im Überschreiten der Grenze wird der Zeitraum zum Nicht-Glied. Somit ist die Grenze dasjenige Moment, das Ganzheit und Gliederung auseinanderhält. In ihrer positiven Gestalt macht die

Grenze aus dem Ganzen das Teil. Sie trennt das Teil vom Ganzen ab. In ihrer negativen Form hebt sie als zu Überschreitende oder Überschrittene das Ganze vom Teil ab. Es läßt sich an dieser Stelle eigentlich zum erstenmal explizit von "Teil" sprechen. Wenn wir den Begriff des Teiles gebrauchen und zwar in Abhebung von dem des Gliedes, so betonen wir die relative Selbständigkeit des Teiles vom Ganzen und von seinesgleichen. Diese seine Selbständigkeit ist sein Abgetrenntsein, von dem nur unter der Bedingung des Begriffs der Grenze die Rede sein kann. Daß wir erst hier vom "Teil" sprechen können, macht zugleich ein anderes deutlich. Als gesetzte ist die Einzeitigkeit zur transeunten Zeit geworden. Damit erscheinen ihre immanenten Korrelate gesetzt. Ganzheit und Gliederung erscheinen so als das Gesetzte: das Ganze und das Teil. Das Ganze als das Gesetzte kann immer nur das endliche Ganze sein, der Zeitraum. Das Glied wird gerade als Gesetztes relativ selbständig. Es ist vom Setzen, dessen immanente Struktur Gliederung darstellt, relativ unabhängig - das Teil. Ganzes und Teil treten hier natürlich nicht als die Korrelate der Entwicklung des Begriffs der Zeitlichkeit in der transeunten Zeit auf, die die Korrelation dieser Stufe ausmacht. Denn die Korrelate wiederholen hier nicht einfach die vorgängigen Korrelate, sondern bestimmen deren Einheit und Abstand in der Korrelation, in der sie stehen. Dabei beziehen sich - dies bedarf keiner weiteren Erörte-

rung - die Einheitsbestimmungen ebenso aufeinander,
 wie die Abstandsbestimmungen. Somit steckt im Be-
 griff des Zeitraumes der der Ganzheit als dessen
 Ermöglichung, sowie im Begriff der Grenze der der
 Gliederung. Der Begriff der Grenze taucht hier als
 Zeitbestimmung auf. Dies macht seine Bedeutung als
 Zeitpunkt aus. Somit stehen hier als Korrelate
 Zeitraum und Zeitpunkt gegenüber. Als Korrelat des
 Zeitraums läßt sich von Zeitpunkt nur in der Plu-
 ralität sprechen. Der Zeitraum setzt als solcher
 mindestens zwei Zeitpunkte. Sie stellen die Be-
 stimmtheiten des Früher und Später dar. Zwar ver-
 weist schon die e i n e Grenze auf Früher und
 Später. Aber sie erscheinen diesbezüglich bloß als
 wechselseitige, an sich selbst unbestimmte Limita-
 tionen. Dagegen sind sie als Korrelat des Zeitraums
 gesetzt und eben durch denselben als ihren "Ab-
 stand" bestimmt. Sie sind als wechselseitig andere
 Zeitpunkte. Früheres und Späteres sind somit der
 treffendste Ausdruck für diesen Sachverhalt (vgl.
 AP, S. 110; GR, S. 84 f.).

Die Erörterung des Problems des Jetzt in seinen
 verschiedenen Bedeutungen erfordert einen Rückgriff
 auf das bisher Entwickelte. Präsenz ist die erste
 Weise des Jetzt und zwar als völlig unmittelbares.
 Präsenz drückt aus, daß jeder intentionale Akt als
 solcher z u g l e i c h Retention und Protention
 ist. Der intentionale Akt zerfällt nicht etwa in
 zwei verschiedene Momente, sondern ist diese Zwei-
 heit selber. Als unmittelbares Jetzt ist die Prä-

senz die schlechthin unerklärbare Zeit. Als solche
 kann sie nur angezeigt werden. Als angezeigte Zeit
 ist die Präsenz dasjenige Jetzt, auf das verwiesen
 wird. Sie ist nicht schon das deiktische und das
 heißt das verweisende Jetzt³³. Letzteres stellt
 schon die zweite Weise des Jetzt dar. Diese Weise
 entspricht der Einzeitigkeit. Das deiktische Jetzt
 ist das einzeitige. Für dieses besteht schon Ein-
 heit und Differenz als Ganzheit und Gliederung.
 Denn das deiktische Jetzt ist als verweisendes von
 dem, worauf es verweist, getrennt³⁴, und über-
 springt zugleich die Trennung gerade a l s v e r-
 w e i s e n d e s . Es ist ganz und gegliedert.
 Vom einzeitigen Jetzt her zeigt sich, daß das Jetzt,
 das die Präsenz darstellt, vorausgesetzt ist. Als
 Bedingung der Möglichkeit des deiktischen Jetzt
 dürfen wir das unmittelbare Jetzt das transzenden-
 tale Jetzt nennen. Die dritte Weise des Jetzt haben
 wir im vorliegenden Abschnitt kennengelernt. Es
 handelt sich um das Jetzt als Grenze von Zeiträu-
 men. Dieses Jetzt stellt erst den meßbaren Zeit-
 punkt dar, etwa jetzt, punkt 11.00 Uhr.

Gleichzeitigkeit

Zeitraum und Zeitpunkt sind korrelativ. Setzt man
 Zeitraum, so setzt man ihn als einen begrenzten.
 Die unendliche Zeit kann im strengen Sinne nicht
 als Zeitraum gesetzt, sondern bloß vorausgesetzt
 werden. Der gesetzte Zeitraum als der von mir er-
 lebte bzw. erlebbare Zeitraum ist immer endlich.

Ist er nun gesetzt, so ist die Grenze, das Früher und Später, schon voraus- bzw. mitgesetzt. Und umgekehrt: Setze ich Grenze auf Grenze, etwa als Jetzt-Folge, so habe ich deren Abstand schon mit- bzw. vorausgesetzt. Ihr Abstand ist die "dazwischen vergehende Zeit". Wir prägten dafür den Ausdruck Zeitraum. Die Korrelation von Zeitraum und Zeitpunkt als Wechselspiel von Setzen und Voraussetzen drückt die unmittelbare Einheit der Korrelate aus. Als unmittelbare Einheit besagt die in Rede stehende Korrelation vorläufig nur dies, d a ß die Korrelate a u f e i n m a l sind. Diesen Sachverhalt wollen wir Gleichzeitigkeit nennen³⁵.

Die Einheit, die die Korrelation hier bezeichnet, ist das Aufeinmal von Zeitraum und seinen Grenzen "Früheres und Späteres". Mit dem Aufeinmal sinken die beiden Grenzen des Zeitraumes in sich zusammen. Damit verschwindet der Zeitraum selbst als der Abstand des Früheren vom Späteren bzw. umgekehrt. Die Korrelate vergehen in das e i n e J e t z t, die Einzeitigkeit. Dabei ist Einzeitigkeit hier in gewandeltem Sinne im Gebrauch. Sie bezeichnet die Aufhebung der Ordnung des Nach, die Aufhebung der distakten Zeit. Als solche ist sie durch die Distraction des Nacheinanders von Zeitgrenzen hindurchgegangen. Daher bedarf sie eines neuen Begriffs. Dieser Begriff kann nur der Begriff der Gleichzeitigkeit sein.

Gleichzeitigkeit - wie wir sie hier bestimmten - macht den Begriff des Maßes aus. Meßbarkeit heißt

Einteilbarkeit eines Ganzen in Einheiten (vgl. AP, S. 110; MI, S. 181). Einteilung ist das Setzen von Grenzen im Nacheinander. Indem dieses Setzen ein solches in Einheiten ist, prägt es das Korrelat des Zeitraums aus. Die Einheit bedeutet die im Sinne der ursprünglichen zu messenden Ganzheit bloß endliche Ganzheit. Diese endliche Ganzheit ist der Zeitraum, der für und als das Maß konstant gehalten wird. Das Maß - als Regel des Messens - verdankt sich somit der Korrelation der transeunten Zeit. Und doch ist es selbst - und darin drückt sich der Faktor der Gleichzeitigkeit aus - nicht in der Zeit, d.h. das Maß ist nicht zeitlich bestimmt im Sinne eines Naturgegenstandes. Vielmehr ist jenes die Regel der Zeitbestimmtheit von diesem.

RAUM: TRANSEUNTE PRÄSENZ

In der Gleichzeitigkeit verschwinden deren Korrelate Zeitraum und Zeitpunkt in ihr Aufeinmal. Somit ist Gleichzeitigkeit das Vergehen zeitlicher Abstände. Sie stellt die Aufhebung transeunter Zeit dar. Von daher läßt sich das Jetzt als Grenze von Zeiträumen definieren. In der Gleichzeitigkeit sind die letzteren abstandslos gleich. Diese Abstandslosigkeit verstehen wir im zeitlichen Sinne. Der Abstand geht nicht schlechthin ins Nichts. Er entstand als transeunte Zeitlichkeit und vergeht auch bloß im Sinne der Z e i t l i c h k e i t. Somit b l e i b t er als entstehender und vergehender

dennoch A b s t a n d . Daß er als solcher bleibt, bestimmt ihn als r ä u m l i c h e n Abstand. Was berechtigt uns, an dieser Stelle von Raum zu sprechen?

Gleichzeitigkeit negiert die transeunte Zeitordnung. Damit wird die Regel der Zeitbestimmung aufgehoben. Dasjenige, worin nun eine Regel negiert, aber dennoch behalten ist, ist das "Geregelte". Das nach Regeln der transeunten Zeitlichkeit Bestimmte muß also derart verfaßt sein, daß es sowohl die Regel negiert als auch behält. Diese Forderung ist in der Raumbestimmtheit erfüllt. Das Zeitbestimmte fordert als solches Raumbestimmtheit. Raum negiert die Zeitlichkeit als das Gesetz seiner Erfassung. In ihm ist alles gleichzeitig. Er ist Gleichzeitigkeit. Zugleich erhält er die Regeln der transeunten Zeit. Der Raum erhält seine Regelmäßigkeit zwar nicht als zeitliche, - er wäre sonst nicht deren Negation - aber als räumliche. Der Raum wird selbst zur Regel. "Denn er ist ein Korrelat der Zeit, die sich in ihm als in einem Typus der Gleichzeitigkeit spiegelt. Auch er weder Objekt überhaupt, noch physikalisches Problem, sondern 'eine Regel'...(PK, S. 90).

"Andererseits aber bedeutet er gerade deshalb 'A n s c h a u u n g', weil er Funktion eines 'Gedächtnisses', d.h. eben nur dadurch möglich ist, daß jeder seiner Teile in erlebnismäßiger Kontinuität mit jedem anderen faßbar wird. In dem gleichen Belang ist er 'e i n z i g'. Gesetzlichkeit im Hinblick auf solche Einzigkeit aber heißt 'K o n s t r u k t i o n',..." (Hob, S. 126).

Damit, daß die Regel der Zeitbestimmung erhalten bleibt, aber als in dem zeitlich Gesetzten, wird sie a u ß e r sich gesetzt. Als Außer-sich-Gesetzte ist sie im "Außen". Bloß am anderen ihrer selbst wird die Regel der Zeitbestimmung zur Regel der Raumbestimmung. Zeit ist als Regel Gesetz der Darstellung. Sie stellt sich am anderen ihrer selbst - a m D a r g e s t e l l t e n - dar. Am Dargestellten aber stellt sie sich als Raumbestimmtheit dar.

Wir drehen die Argumentation um und gehen nun vom Begriff des Raumes aus. Räumliches wird sukzessiv erfaßt oder, was dasselbe heißt, gesetzt. Räumliches wird insofern sukzessiv gesetzt als es durch seine Grenzen gesetzt wird. Dabei erweist sich Sukzession als reine Ordnung des Nacheinanders. Gleichwohl werden die Grenzen nicht als Jetztpunkte gesetzt. Denn als solche vergingen sie ins Nichts. Vielmehr werden sie zwar als Jetztpunkte gesetzt, aber derart, daß wohl ihr spezifisches Jetzt, d.h. ihre Zeitlichkeit, vergeht, jedoch ihr Charakter als Grenze erhalten bleibt. Als vergehende Zeitgrenzen werden sie zu Raumgrenzen. Demnach ist Räumliches und damit der Raum in seiner Konstruktion, seinem Entstehen, reine Ordnung des Nacheinanders in dem Sinne, daß i n der Konstruktion das Prinzip derselben, das Nacheinander, aufgehoben wird. Er ist die g e s e t z t e Gleichzeitigkeit.

Zugleich ein weiteres: Wie Zeitgrenzen als Ausdruck der reinen Ordnung des Nacheinanders nichts

sind ohne den "zwischen ihnen vergehenden" Zeitraum, so bedeuten auch Raumgrenzen das kontinuierliche "Erfülltsein des Raumes". Die Relation Vor - Nach ist Korrelat des Zeitraumes und nur als solches Korrelat hat sie Bestand. Sie verneint nicht die Stetigkeit der Zeit, sondern ist vielmehr Ausdruck derselben (vgl. GR, S. 84 f.; R, S. 39 und 45). Dieser Sachverhalt kennzeichnet auch Raumgrenzen. Alle räumlichen Grenzen sind Grenzen i m Raum (vgl. ES, S. 72). Und i m Raum stehen sie unter der Bedingung räumlicher Kontinuität. Andererseits ist räumliche Kontinuität nur mit und an Grenzen setzbar. Als gesetzte Gleichzeitigkeit hat der Raum beide Bestimmungsmomente in sich: Kontinuität und Grenze.

Der Raum negiert also die transeunte Zeit. Er kehrt zur immanenten Zeit, zum präsentiellen Jetzt, zurück. Dies kann nicht so geschehen, als mache die Synthesis zeitlicher Abstände, die der Raum darstellt, das Mannigfaltige, das Früher und Später sowie ihren zeitlichen Abstand, "ungeschehen". Die hierin Rede stehende Synthesis muß mit der ihr vorgängigen Entwicklung der Struktur der Zeitlichkeit rechnen, selbst wenn sie in gewissem Sinne gerade die Aufhebung des zuvor Entwickelten darstellt. Ausdruck dieses Behaltens ist die Ä u ß e r - l i c h k e i t des Raumes. Er ist t r a n s e - u n t e P r ä s e n z .

Die Ubiquität des Jetzt

Die Einheit des Raumes als transeunter Präsenz betont das Moment der Präsenz in ihm. Von der Gleichzeitigkeit aus betrachtet, bedeutet der Raum das gegenständliche Aufeinmal der Ordnung des Nacheinanders. Gegenständlich meint hier bloß den Sachverhalt, daß der Raum die gesetzte Gleichzeitigkeit ist. Und gesetzt heißt: er ist dargestellt als volle Korrelation mit Übergang und Abstand der Korrelate. Dagegen zeigt sich der unmittelbare Zusammenfall der Korrelate bloß als Gleichzeitigkeit. In hierzu umgekehrter Blickrichtung gehen wir das Problem an dieser Stelle an. Zuvor war der Raum Ziel unserer Bestimmung, jetzt dagegen ist er Ansatz. Zuvor ging das Moment der Präsenz in den Begriff des Raumes ein bzw. in ihm auf, jetzt aber soll es aus ihm hervorgehen. Die Frage ist also an dieser Stelle folgende: Wie ist in Ansehung des Raumes von Präsenz und "Jetzt" die Rede? Es wird nicht gefragt, wie in Ansehung des Jetzt vom Raum gesprochen werden kann.

Ausgehend vom Begriff des Raumes bestimmt sich dessen Einheit als die Ubiquität des Jetzt. Das Jetzt ist überall. Weil mit dem Begriff der Gleichzeitigkeit die zeitlichen Abstände als z e i t - l i c h e verschwinden, bedeutet der Raum als Aufeinmal von Auseinanderliegendem nichts anderes, als daß das Auseinanderliegende in der e i n e n Zeit der Präsenz ist. Das einzeitige Jetzt ist überall.

"Es ist 'ubiquitär'. Es setzt also den Raum, oder besser: es ist zugleich der Raum" (GR, S. 84; vgl. W, S. 48).

Und da es zugleich der Raum ist, läßt sich das Jetzt vom Raum her bestimmen. Dies geschieht in dem Satz: Das Jetzt ist überall. In ihm wird dem Jetzt ein universelles Raum-Prädikat zugesprochen. Dabei handelt es sich primär um das deiktische, maßwertfreie Jetzt. Wie wir oben gezeigt haben, gilt uns dieses als die Voraussetzung des meßbaren Zeitpunktes. Und nur in diesem Sinne darf jenes deiktische Jetzt als maßwertbezogen gelten. Als solches nun geht es jene Raum-Zeit-Union im Sinne der Relativitätstheorie ein. Dabei setzt die Relativitätstheorie die Union von Raum und Zeit, die die Ubiquität des Jetzt ausdrückt, voraus³⁶. Man erwartet hier in Entsprechung zum vorhergehenden Abschnitt vielleicht den endlichen Teilraum als das räumliche Korrelat des Zeitraumes. Dazu ist folgendes zu sagen: Erstens wiederholt ein Korrelat nicht bloß sein Entsprechendes der vorgängigen Korrelationsstufe. Dies bedarf keiner weiteren Erörterung. Denn wir haben mehrfach von den Beziehungen zwischen Korrelaten verschiedener Korrelationsstufen gesprochen. Zum zweiten ist der Raum eine Weise der Zeit (vgl. E, S. 78 f.; ES, S. 144 f.; MI, S. 181; S, S. 218). Seine relative Selbständigkeit gegenüber der Zeit besteht nur unter der Voraussetzung der Zeit. Denn nur Gleichzeitigkeit als die durch transeunte Zeit hindurchgegangene Präsenz ermöglicht die Rede vom

Raum. Der Raum stellt gerade die Präsenz des Distrahierten dar. Daraus ergibt sich, daß der endliche Teilraum nichts weiteres kann, als den Begriff des endlichen Zeitraumes wiederholen. Denn beide bedeuten nichts anderes als "abgebrochene" Kontinuität. Und Kontinuität ist eine reine Zeitbestimmung. Soll nun drittens der endliche Teilraum in dem bestimmt werden, worin er über den Begriff des Zeitraumes hinausgeht, so besteht diese weitergehende Bestimmung gerade in der Ubiquität des Jetzt. Denn der Teilraum ist die vollzogene Regel des Zeitraumes auf einmal. Der Zeitraum bezeichnet die Regel der Kontinuität, insofern er das Immernoch-weiter im endlichen, überschaubaren Bereich bedeutet. Scheinbar paradox ausgedrückt, ist er die Regel der Unendlichkeit im Endlichen. Als Regel ist der Zeitraum die Produktion der transeunten Zeit. Ist nun die Produktion abgeschlossen, so besteht das kontinuierlich bzw. als kontinuierlich Vollzogene "jetzt". Das gesetzte Kontinuum ist "jetzt", auf einmal. Umgekehrt ausgedrückt, ist das Jetzt überall im Kontinuum. Die vollzogene Regel des Zeitraumes ist mehr als die bloße Regel. Das Mehr ist die Ubiquität des Jetzt. Diese Ubiquität des Jetzt stellt viertens die Einheit in der betreffenden Korrelation dar. J e t z t f o l g e a l s O r d n u n g d e s N a c h e i n a n d e r s und Zeitraum als endliches Kontinuum fallen derart zusammen, daß das Jetzt überall in der Folge das e i n e Jetzt ist. Der Begriff der

distrahierten Jetzt-Folge geht um seines Zusammens mit dem Begriff des Zeitraumes willen auf in den Begriff eines deiktischen Jetzt, das überall ist. Diese Bemerkungen machen noch einmal das anfangs Gesagte deutlich. Unter der Bedingung der transeunten Zeitregel steht das geregelte Produkt ihres Vollzuges. Besteht nun die Zeitregel, so besteht auch das vollzogene Produkt und umgekehrt. Mithin ist jedes zeitlich Bestimmte zumindest auch raumbezogen. Recht verstanden, darf man sagen, daß die Zeit sich notwendig in den Raum entäußert. Damit dürften letzte Bedenken zur Raum-Zeit-Bestimmtheit der Monade ausgeräumt sein. Dort haben wir auf diesen Punkt der Entwicklung des Begriffs der Zeitlichkeit verwiesen.

Raum und Zeit stehen zwar in der Entwicklung der Strukturgesetzlichkeit der Gegenständlichkeit auf verschiedenen Stufen der Korrelationenfolge. Dennoch sind Raum und Zeit - im Sinne einer mittelbaren Korrelation - korrelativ. Transeunte Zeit bedarf um der Einheit von Darstellung und Dargestelltem willen des Raumes.

"Von der Zeit ist das Erlebnis der Zeit nicht zu trennen. Wäre es der Fall, so gäbe es keine Präsenz, - eine Konsequenz, die nicht nur jede Messung, sondern den Begriff des Gegenstandes überhaupt aufhöbe." (AP, S. 115; vgl. ES, S. 40).

Erlebnis der Zeit fordert den Raumbezug um der Präsenz willen, wie andererseits Präsenz als Einzeitigkeit das Erlebnis distrahielter Zeitordnung verlangt (vgl. GR, S. 85).

"Man entäußert die Zeit nicht ihres Wesens, indem man sich anschickt, sie zu messen. Vielmehr erfaßt man sie gerade als Maßobjekt bzw. als Maßeinheit nach ihrer präsentischen Qualität in der Bewegung und im Zeichen. Gewiß schließen beide Raumbezüge ein." (AP, S. 114 f.).

Andererseits bedarf der Raum der transeunten Zeit, insofern in ihm "die Ordnung, die 'Möglichkeit' eines extensiv unbegrenzten Progressus" (ES, S. 61) mitgedacht wird. Von daher korrelieren Raum und transeunte Zeit, wie schon oben bei der Raumzeitbestimmtheit der Monaden entwickelt wurde. Die Einheit des Wechselbezuges beider ist die Präsenz (vgl. MI, S. 181). Präsenz fordert das zeitliche Auseinanderliegen, dieses wieder die Präsenz des zeitlich Auseinanderliegenden, den Raum. Und nur weil Präsenz bzw. Einzeitigkeit das Gesetz der Korrelation von transeunter Zeit und Raum abgibt, darf von einem Vorrang der Zeit vor dem Raum gesprochen werden. Es ist der alles bestimmende Vorrang der *i m m a - n e n t e n Z e i t* (vgl. GR, S. 93 f.).

Hier-Dort als Grenzen, Relation des Neben

Setzt man die Einheit des Raumes, so setzt man auch die Mannigfaltigkeit, die er darstellt. Das Jetzt, das jene Einheit repräsentiert, ist überall. Es ist Funktion der Präsenz. Als ubiquitäres Jetzt verlangt es die Explikation seiner Ubiquität. Überallheit ist das Hier und Dort.

"Das 'jetzt' schließt als Kennzeichnung der Einzeitigkeit das 'überall', eben den *R a u m*, ein. Denn es bedeutet, wie gesagt, unabhängig vom Wechsel aller Maßwerte Gleichzeitigkeit. Doch fordert eben-

dieses 'jetzt', wie wir wissen, auch einen Zeitort. Es fordert innerhalb des 'überall' ein 'hier'." (W, S. 63).

Das Jetzt als ubiquitäres setzt den Raum und ist zugleich räumlich bestimmt, denn es ist überall. Das Jetzt kann daher nicht mehr bloß das zeitliche Jetzt sein. Es ist das Hier-und-Jetzt, der Zeitort. Das Jetzt - nunmehr raumbestimmt - ist das Hier. Innerhalb des Überall ist das Überall an dem Hier. Es fällt im Hier als seiner Distinktionsbasis zusammen, wie es umgekehrt vom Hier aus erst seine Bestimmtheit als Außereinander, d.h. Nebeneinander erhält (vgl. MI, S. 212; E, S. 92). Vom Hier ist das Dort durch seinen Abstand bestimmt. Diesen Abstand drückt die Relation des Neben aus. Als Grenze bestimmt das Hier das Nebeneinander. Inwiefern bezeichnet nun die Relation des Neben den Unterschied bzw. Abstand der vorgängigen Korrelate Zeitpunkt und Zeitraum, Ordnung des Nacheinanders und Zeitraum? Beide sind Regeln des Vollzuges, die als vollzogene ihr notwendiges Produkt setzen. Der Unterschied beider besteht nur insofern, als sich die Regeln an ihrem Produkt zeigen. Da der Unterschied gesetzt werden muß, setzt er die Regeln als vollzogene voraus. Also ist der Unterschied beider derjenige ihrer Produkte. Zeitraum und Zeitpunkt als dessen Grenze müssen um ihres Unterschiedes willen aufeinander sein. Sind sie es, so bedeutet ihre Differenz und das heißt ihr Abstand als Korrelate der vorhergehenden Korrelation die Relation des Neben.

Nunmehr dürfte der Begriff des Raumes als transeunte Präsenz restlos deutlich geworden sein. Transeunte Präsenz ist die Kontraktion des Distrahierten. Sie ist die Präsenz, die durch die transeunte Zeitlichkeit hindurchgegangen ist. Transeunte Zeitlichkeit als Regel schafft Distrahiertes. Sie ist selbst nichts anderes als geregelte Distraction. Der Raum stellt das Aufeinander des Mannigfaltigen dar. Das Aufeinander ist das ubiquitäre Jetzt. Es hebt zwar den Unterschied als zeitlichen auf, beläßt ihn aber als räumlichen. So belassen, bestimmt er sich als Nebeneinander. Raum ist von daher der Inbegriff der Gesetzlichkeit des Neben (vgl. MI, S. 223).

Es war oben vom "Zeitort" die Rede. Es handelt sich dabei um keinen anderen Begriff als den bereits eingeführten Zeitort des Erlebens, den Organismus. Raumbestimmt und raumbestimmend - den Raum setzend und in den Raum gesetzt - verkörpert der Organismus die Einheit von Prinzip und Faktum. Er ist der ganze Raum als simultanes Zusammen der "Empfindungen". Und da Empfindung eine spezifische Art von Erleben und Erleben Produktion ist (vgl. GR, S. 83), stellt der Organismus die Setzung des Raumes an Räumlichem dar. Das Räumliche als Korrelat der Empfindung bedeutet bezüglich des Organismus "Reiz". Als Möglichkeit von allem gereizt zu werden, ist der Organismus selbst "reiz"-bestimmt und das heißt raumbestimmt. Der Wechselbezug von

Reiz und Empfindung ist hier nicht unser Problem. Inwiefern sich in ihm Gegenständlichkeit, d.h. die Korrelation von Setzung und Voraussetzung, unter den methodischen Bedingungen der Natur und des Organischen überhaupt ausprägt, muß unbeantwortet bleiben. Wir führen das Begriffspaar Reiz und Empfindung hier nur deshalb an, weil sich in ihm das Verhältnis von Raumbestimmung und Raumbestimmtheit zeigt. Dieses Verhältnis rein strukturell betrachtet, haben wir oben entwickelt. Und so wie der Organismus als Zeitort des Erlebens die Einheit von Prinzip und Faktum repräsentiert, so darf die Raumbestimmtheit qua transeunte Präsenz als die Struktur dieser Repräsentation gelten. Da das Gesetz der Raumbestimmung an Raumbestimmtem präsentell dargestellt ist, und da umgekehrt der Zeitort als Distinktionsbasis Raum setzt und bestimmt, prägt sich im Raum die Struktur des Zusammenfalls von Prinzip und Faktum aus. Liegt dieser in der Korrelation von Protention und Retention unmittelbar vor, so hat er in der Korrelation von ubiquitärem Jetzt und Nebeneinander seine äußere Darstellung gefunden³⁷.

Die Dreidimensionalität des Raumes, mehrdimensionale Räume und ihre präsentelle Vorwegnahme
im Ganzen

Die Dreidimensionalität des Raumes hat ihren Grund in der dreifachen Reflexion auf Retention und Protention. Wir zeichnen unter diesem Gesichts-

punkt die Korrelationsfolge noch einmal nach.

Retention und Protention zeigen sich unmittelbar im Akt der Setzung. Als Momente des Ansatzes der hier vorgelegten Entfaltung des Prinzipiengefüges der Gegenständlichkeit "reflektieren" sie noch nichts Vorgängiges. Protention und Retention verweisen bloß wechselseitig aufeinander. In diesem Sinne sind sie nicht Reflexionen. Vielmehr stellen sie den Gegenstand selbst dar. Dies tun sie auf doppelte Weise. Einmal sind sie Gegenstand für die weiteren Reflexionen. Zum zweiten sind sie der Gegenstand an sich, die Gegenständlichkeit. Sie charakterisieren die Setzung. Setzung bringt den Gegenstand als Voraussetzung hervor. Oder anders: Weil Setzung Voraussetzung bedeutet, ist sie das Ding-an-sich, der eine bloße Gegenstand. Bei Kant drückt sich dieser Sachverhalt darin aus, daß Ding-an-sich und Ich-denke das eine transzendente X bezeichnen. Daß Retention und Protention der Gegenstand selbst in seiner b l o ß e n Gegenständlichkeit sind, zeigt sich auch darin, daß beide nicht erklärt werden können. Der Gegenstand als Ding-an-sich sowie Retention und Protention sind transzendente Bedingungen unter der Voraussetzung gegenständlicher Erkenntnis. Wir gehen mit Hönlwald nur darin über Kant hinaus, daß wir das Ding-an-sich nicht als formale Abstraktion des erscheinenden Gegenstandes ansetzen. Wir z e i g e n das Ding-an-sich als korrelative Verweisung von Protention und Retention. Mit diesem deiktischen

Moment in der bloßen Setzung heben wir zugleich die Trennung von Sinnlichkeit und Verstand auf. Denn die Deixis ist Produktion des Gegebenen, so wie Setzung die Verweisung als operationale Form des Begriffs bzw. des Urteils ist. Somit fällt mit der Bestimmung des Ding-an-sich als Retention, die an sich selbst Protention und umgekehrt ist, auch dessen Trennung vom Gegenstand als Erscheinung weg. Die von hier aus fortführende progressive Analyse des Gefüges der Gegenständlichkeit spielt mit der Trennbarkeit und der Einheit beider Faktoren. Weil nun Retention und Protention den bloßen Gegenstand bezeichnen, dürfen wir mit Recht - aber auch nur in genanntem Sinne - Sein als Zeit deuten³⁸. Retention und Protention in ihrer unmittelbaren Gleichheit in ein und demselben Akt der Setzung eignet das Schema des bloßen Punktes. Der bloße Punkt ist ausdehnungslos, weil der Begriff der Ausdehnung erst unter der Bedingung der Präsenz möglich ist. Daher gilt Punkt hier nicht im Sinne der Grenze, sondern in seiner bloßen unvermittelten Unmittelbarkeit. Als solcher tritt er eigentlich nur in der bloßen Deixis auf und zwar als Vermeynter, was soviel bedeutet wie als Vorausgesetzter. Somit deckt sich die Punktualität der Präsenz mit ihrem transzendentalen Charakter. Präsenz ist bildhaft ein Punkt, weil Dimensionen fehlen, ihn als Grenze zu bestimmen, Präsenz

kann so als ein null dimensionales Gebilde gedeutet werden. Damit ist sie auch das Unbestimmte, das der Bestimmung noch bedarf.

Erste Reflexion: Die Präsenz muß als der Bestimmung noch bedürftig angesetzt, d.h. gegenständlich gesetzt werden. Dabei wird eigentlich die Setzung selbst gegenständlich gesetzt. Dies ist die erste Reflexion auf den unmittelbaren Akt. In ihr wird der unmittelbare Akt als die Einheit in dem Mannigfaltigen bestimmt. Präsenz entfaltet sich zur Korrelation von Ganzheit und Gliederung. Es handelt sich dabei um die erste gegenständliche Bestimmung überhaupt. Deshalb kann man diese Stufe mit der *intentione recta* vergleichen. Der Bestimmende hat sich an das zu Bestimmende bzw. Bestimmte vergessen. Er ist beim Gegenstand und nicht ausdrücklich bei sich. Da aber das andere, worin er sich vergessen hat, sein eigener Akt der Setzung ist, so gilt der Bestimmende im anderen als vielmehr bei sich. Dies bezeichnet die Korrelation von Ich-denke und Selbstbezug sowie von Ist- und Sinnbestimmtheit. An dieser Stelle wird es noch einmal deutlich, wie Sinnbestimmtheit Mannigfaltigkeit repräsentiert. Sie ist die Verdoppelung des Setzungsaktes. Die Intention hat eine vorausgesetzte Intention als ihr Intendum.

In dieser ersten Stufe der Reflexion wird Präsenz als von außerhalb ihrer bestimmt. Sie, das ursprünglich Ungegenständliche, wird gegenständlich

bestimmt. Die Bestimmung ist dabei selbst wieder Retention und Protention, die bildhaft als ausdehnungsloser Punkt gedeutet werden muß. Von diesem zweiten Punkt aus - um im Bild zu bleiben - wird der erste jetzt angesetzte Punkt in Relation zum zweiten bestimmt. Zwei Punkte definieren das *e i n d i m e n s i o n a l e G e b i l d e* *e i n e r G e r a d e n*, und zwar unmittelbar, was hier soviel heißt wie bloß implizit. Erst die *z w e i t e R e f l e x i o n* macht Ganzheit und Gliederung, mithin Einzeitigkeit zum Gegenstand der Bestimmung. Sie reflektiert auf das, was sie soeben noch unmittelbar im Gebrauch, d.h. im Akte, selbst war. Sie setzt in der Weise der *intentio recta* die vorgängige *intentio recta* und wird somit zur *i n t e n t i o o b l i q u a*. Diesem Sachverhalt entspricht Relation und Substrat im Begriff, sowie Individualität und die mögliche Vielheit des Ich. Dem ersteren entspricht der Sachverhalt in der Weise, daß sich eine Relation auf ein Substrat bezieht, das selbst Relation ist. *Intentio recta* ist nichts weiter als Relation. Demgegenüber ist der Begriff die Beziehung auf sich *a l s* Beziehung. Dadurch repräsentiert er im Gegenständlichen die *intentio obliqua*. Insofern der Begriff der ständige Übergang von Gattung zu Art ist, stellt er *L i n e a r i t ä t* dar. Der dritte implizite Punkt, von wo die Linearität bestimmt wird, ist dabei die limitative Nebenart. Deren Implizitheit be-

steht darin, daß sie zugunsten der fortgesetzten bzw. fortsetzbaren Bestimmung belassen wird. Die Korrelation von Individualität und dem möglichen Viel des Ich entspricht der *intentio obliqua* derart, daß das individuelle Ich die Vielen als die gleiche Einheit in der Mannigfaltigkeit setzt. Es bezieht sich auf mögliche andere *w i e a u f s i c h*. Einheit, die die Vielheit außer sich bestimmt, bestimmt dieselbe wie ein Punkt die Gerade außer ihm. Denn die Gerade ist *e x p l i z i t* - nicht bloß unmittelbar oder implizit - durch zwei Punkte *i n d e r E b e n e* bestimmt. Die Ebene, die bei dieser expliziten Definition bloß im Gebrauch ist, gilt für die Explikation der Geraden als unmittelbar gegeben. Sie ist dabei implizit bestimmt durch den dritten Punkt außerhalb der Geraden. Dies ist die Figur der zweiten Reflexion. Sie ist Bestimmung des *e i n d i m e n s i o n a l e n G e b i l d e s* als eines außer ihr Gesetzten. Dabei entspricht ihr selbst - dem Akt der Reflexion - als Ineins von Retention und Protention wieder der ausdehnungslose Punkt, hier als der dritte Punkt. Die zweite Reflexion gibt sich also in der Figur der Ebene als die Explikation der Geraden. Dieser Sachverhalt kommt der naiven Bestimmung der transeunten Zeit gleich. Die transeunte Zeit wird als Gerade veranschaulicht, als stetiges, linear geordnetes Gebilde.

Die *d r i t t e R e f l e x i o n* ist die gegenständliche Setzung der transeunten Zeit. Als

solche entäußert sie diese. Das heißt: sie setzt sie in den Raum. Oder anders gewendet: sie macht die bloße Zeitbestimmtheit zur Raum-Zeit-Bestimmtheit. Transeunte Zeit ist selbst schon Entäußerung. In ihr entäußert sich die immanente Zeit. Entäußerung bedeutet hier an Äußerem aufzeigbar bzw. äußerlich darstellbar sein. Transeunte Zeit ist die erste reflexive Figur, für die solche Entäußerung gilt. Das zeigt sich darin, daß die Gerade die erste geometrische Figur ist, die äußerlich konstruierbar ist, und zwar als **K o n s t r u k - t i o n i n d e r E b e n e**. Wird nun transeunte Zeit gesetzt, so wird - im Bild zu sprechen - die Ebene gesetzt. Als gesetzte ist die Ebene außerhalb des Setzens, das seinerseits als Präsenz die Figur des vierten Punktes hat. Eine Ebene und ein Punkt außer ihr definieren unmittelbar den **R a u m**. Dadurch, daß die transeunte Zeit als Punkt-Gerade gegenständlich bestimmt wird, ergeben sich bruchlos die Korrelate des Raumes. Im figürlichen Sinne ist der Punkt **n e b e n** der Geraden, die ihrerseits - auf einmal für den vierten Punkt - die **U b i q u i t ä t d e s J e t z t** repräsentiert. Die dritte Reflexion hat somit die unmittelbare dreidimensionale Figur.

Die Korrelation Ubiquität und Nebeneinander ist die Struktur der Korrelation des Gegenstandes als Aufgabe. Der Gegenstand als Ansatz und Ziel ist das Beharrende im Gang der fortgesetzten Bestimmung.

Das Beharrende ist das, was in der vergehenden Zeit bleibt. Damit ist es im Sinne der transeunten Präsenz bestimmt und mithin räumlich bestimmt. Dabei ist es völlig unwichtig, ob es sich bei dem räumlich Bestimmten um ein sprachliches Zeichen oder um die räumliche Gestalt des Produktes einer wahrnehmenden Setzung handelt. Dem Gegenstand als Ordnung entspricht die Relation des Nebeneinanders. Als die Sukzession eines Beharrenden stellt sie die Ordnung des Nebeneinanders dar. Den Gegenstand überhaupt bestimmten wir oben als Präsenz. Der Gegenstand als Aufgabe, d.h. die endliche Konkretion der Gegenständlichkeit, ist transeunte Präsenz. Die transeunte Zeitlichkeit bedeutet die Regel des Vollzuges der Bestimmung. Als Aufgabe nun muß der Gegenstand vollzogen werden können, mag es sich bei diesem Vollzug um Wahrnehmung oder begriffliche Bestimmung handeln. Als Vollzogener ist er nach der Regel der Zeit bestimmt. Er ist in der Regel der Zeit bestimmt, heißt, daß er **i n d i e Z e i t** gesetzt ist. Aber wie er für die zeitgeregelte Bestimmung das sich präsentuell Durchhaltende ist, so ist er auch präsentuell in die Zeit gesetzt. Nichts anderes besagt die Raum-Zeit-Bestimmtheit des Gegenstandes.

Was die Raum-Zeit-Bestimmtheit der Monaden anlangt, so bedarf dieser Sachverhalt in seiner Entsprechung zur transeunten Präsenz kaum einer Erläuterung. Die Raum-Zeit-Bestimmtheit der Monaden stellt die gegenständlich gesetzte Regel am bloßen Vollzug dar.

Unter der Bedingung des Vollzuges in seiner möglichen unendlichen Iterierbarkeit bedarf der einzelne Vollzug um seiner Präsenz willen eines Zeitorts. Als durch die mögliche oder tatsächliche Iteration - sie bedeutet Sukzession - hindurchgegangen, ist der einzelne Vollzug im Sinne der transeunten Präsenz bestimmt. Kehren wir zurück zum Problem der Dreidimensionalität des Raumes. Wir sagten, die dritte Reflexion habe die *unmittelbare dreidimensionale Figur*. Damit haben wir sie sogleich gesetzt und befinden uns in solchem Setzen in einer *vierdimensionalen Figur*. Es ist leicht zu durchschauen, daß sich die Reflexion in immer mehr dimensionale Räume fortsetzt. Worin besteht nun die Möglichkeit, mit dem dreidimensionalen Raum im Sinne des "usw." abzuberechnen?

Die jeweils unmittelbar einzuführende weitere Dimension in der Figur eines Punktes bestimmt den vorgängigen Raum als diesem Punkt *äußerlich*. Mithin bleiben die Korrelate Nebeneinander und Ubiquität des Jetzt für jede fortgesetzte Dimensionserweiterung des Raumes. Sie werden bloß wiederholt. Insofern rechtfertigen sie das präsentielle "usw.". Letzteres bestimmt die Einheit der Korrelate der Raum-Korrelation im unendlichen Progreß. Somit darf an dieser Stelle unsere Korrelationenfolge als präsentell abgeschlossen gelten. Daß sie in der Weise der Präsenz des Unendlichen

abgeschlossen ist, schließt den Kreis unserer Entwicklung. Wir kehren zu unserem Ansatz zurück. Wir haben zwar die Präsenz des Unendlichen *entwickelt*. Aber sie hat gleichwohl den Charakter der Unmittelbarkeit behalten. Denn das Unendliche ist bloß deiktisch im "usw.". Als Unendliches läßt es sich explizit nicht entwickeln. Wenn dem so wäre, so widerspräche es sich selbst.

Die Abbrechbarkeit der Dimensionserweiterungen hat ihre Entsprechung in der Abbrechbarkeit der Reflexionsfolge. War die zweite Reflexion die *intentio obliqua*, so ist die dritte die *intentio recta* auf die *intentio obliqua*. Die dritte Reflexion ist noch von der zweiten prinzipiell verschieden. Denn die zweite Reflexion bestimmte sich als die *intentio recta* auf die *intentio recta*, die der ersteren vorausging, und damit als *intentio obliqua*. Dagegen kann die vierte Reflexion die dritte bloß noch wiederholen. Denn sie ist wiederum *intentio recta* auf die *intentio obliqua*. Daß die Reihe der Reflexion abgebrochen werden kann, hat seine Möglichkeit in der Präsenz des Unendlichen³⁹. Mit dem Begriff der Präsenz des Unendlichen ist die Vollständigkeit des hier entwickelten Systems aufgezeigt. Freilich handelt es sich um eine Vollständigkeit, die die Offenheit der Erkenntnis nicht aus-, sondern vielmehr einschließt. Es handelt sich um dieselbe Offenheit wie in der präsentellen Unendlichkeit der Bestimmbarkeit des Gegenstandes als Aufgabe. Dessen subjektives Korrelat ist der

Begriff des Organismus. Er repräsentiert in seiner teleologischen Bestimmtheit jene Präsenz der Unendlichkeit. Somit erweist sich die Vollständigkeit der Entwicklung des Begriffs der Zeit als der Strukturgesetzlichkeit des Prinzipieninbegriffes der Gegenständlichkeit zugleich als die Vollständigkeit der Gegenstandstheorie wie der Monadologie.

So wie es bei Hönigswald kein expliziertes System der Korrelativsetzungen gibt, stellt sich ihm auch nicht das Problem des Abschlusses derselben. Hönigswald fragt auch nicht nach der Sonderstellung des dreidimensionalen Raumes. Seine Charakteristik des Raumes gilt ihm so allgemein, daß sie alle Besonderungen, in welcher Gestalt auch immer sie in Physik oder Mathematik auftreten mögen, einschließt (vgl. GR, S. 84; SP, S. 113). Der hier gegebene Abschluß der Korrelativsetzungen bestätigt Hönigswalds Auffassung. Er zeigt aber darüber hinaus ein weiteres. Es kann von Raum nur sinnvoll gesprochen werden als von einer zumindest dreidimensionalen Ordnungsstruktur. Der Verf. führte den Aufweis der Dreidimensionalität des Raumes, indem er die Korrelativsetzungen als Reflexionen auf den korrelativen Ansatz - Protention und Retention - deutete. Die Dreidimensionalität des Raumes stellt sich als *a n s c h a u l i c h e* Reflexion heraus. Der Raum ist das anschauliche Bild der Reflexion. Es soll versucht werden, diesen Grundgedanken noch in anderer Terminologie zu fassen, um ihn dadurch zu verdeutlichen.

Reflexion darf als Negation bezeichnet werden. Sie ist Negation der Unmittelbarkeit des Reflektierten bzw. zu Reflektierenden. Ausgehend vom unmittelbaren Ansatz bestimmt die Negation diesen Ansatz immer wieder neu. Ist der bloße Ansatz (noch) nicht-bestimmt, so überführt ihn die Negation in die Bestimmtheit. Diese Bestimmtheit fordert weitere Bestimmung, insofern sie einen erneuten Ansatz darstellt. Sie ist vielmehr (Noch-) Nicht-Bestimmtheit, die wiederum negiert in Bestimmtheit übergeht, usw. Faßt man reflektierende Bestimmung derart als Negation, so bekommt die oben ausgeführte Argumentation folgende Gestalt.

Retention und Protention sind in ihrer unmittelbaren Einheit die Negativität selbst. Präsenz als der sich stets entziehende (vergehende) Jetzt-*p u n k t* ist bloß vorausgesetzt (nulldimensional). Als bloß vorausgesetzt ist Präsenz *n i c h t*. Aber sie ist dennoch gesetzt. Präsenz *g l i e - d e r t* sich aus als Differenz. Präsenz ist Differenz und somit *g a n z* (eindimensional). Sie ist kontinuierliche Einzeitigkeit. Einzeitigkeit ist die *e r s t e N e g a t i o n* des punktuell verschwindenden Jetzt, der Präsenz. Einzeitigkeit ist maßwertfrei *s t r e c k e n h a f t*. Als eindimensionales Kontinuum wird sie durch sukzessive Einschachtelung dargestellt. Sukzessive Einschachtelung hat Unendlichkeit gedoppelt: einmal in der einzeitigen Handlung der Darstellung, zum anderen im Dargestellten bzw. Darzustellenden.

Als Ineins von Darstellung und Dargestelltem ist die sukzessive Einschachtelung zweidimensional. Die fortgesetzte Zweieinteilung des Begriffs im Begriffsbaum als Regel der Darstellung des eindimensionalen Kontinuums macht dies besonders deutlich. Die "gedoppelte" Unendlichkeit zeigt sich am Begriffsbaum als Horizontale und Vertikale. Als in der Darstellung zweidimensional ist Einzeitigkeit in die Differenz gesetzt: Gleichzeitigkeit. Gleichzeitigkeit ist die z w e i t e N e g a t i o n, die der vergehenden Einzeitigkeit. Einzeitigkeit ist ihrer selbst veräußert worden, und zwar als transeunte Zeitlichkeit (sukzessive Einschachtelung ist nur ein anderer Ausdruck der Korrelation von Zeitraum und Nacheinander). Die Darstellung dieser Äußerlichkeit a l s Äußerlichkeit ist der Raum. Er ist als Darstellung Äußerlichkeit - ebenso wie transeunte Zeit als Darstellung es ist - , aber zugleich Darstellung der Äußerlichkeit. Auch das Dargestellte ist in der Darstellung (in der Äußerlichkeit) Äußerlichkeit. Raum ist die d r i t t e N e g a t i o n. Transeunte Zeit ist Äußerlichkeit, die noch n i c h t im Außen ist. Sie ist mithin Differenz. Die Negation dieser Differenz ist der Raum. Als Äußerlichkeit i n der Äußerlichkeit stellt er die Einheit von Prinzip und Faktum dar und kehrt zugleich zurück zur ursprünglichen Negativität. Wie er Äußerlichkeit a l s Äußerlichkeit ist, so ist er Negation als Negation. Negation als solche ist dargestellte Negativität.

S C H L U S S

ZUM PROBLEM DER FAKTISCHEN SUBJEKTIVITÄT

Das zentrale Problem der Hönigswaldschen Philosophie ist das Problem der Einheit von empirischem und transzendentelem Subjekt (vgl. AP, S. 188). Diese Einheit konnte von Kant nicht in den Bedingungen ihrer Möglichkeit aufgewiesen werden. In der Tradition Kantischer Philosophie stehend stellte sich Hönigswald dieses Problem. Daß mit der Lösung dieses Problems wesentliche Bestimmungen in der Philosophie bei Kant fallen müssen, liegt auf der Hand. Mit dem Problem der Einheit von empirischem und transzendentelem Subjekt steht und fällt dasjenige der gemeinsamen Wurzel von Sinnlichkeit und Verstand, sowie das Problem der Trennung von Anschauung und Begriff.

"Es war bekanntlich Streit um die Frage, ob Raum und Zeit, d.h. der 'Sinnlichkeit', neben der Synthesis noch erkenntnistheoretische Selbständigkeit zukomme. Nun, er darf als geschlichtet betrachtet werden. Sie entspringen in der Tat der Synthesis, aber nicht unter Verzicht auf ihre Anschaulichkeit, sondern weil Anschaulichkeit selbst, in der Präsenz, eine primäre Funktion der Synthesis darstellt; weil das Zusammenkommen, weil der Ganzheitswert, den die Ist-Bedingtheit des Urteils setzt, im einzeitigen 'jetzt' die reizbezogene und größenvalente Allgegenwart des Raumes involviert" (GR, S. 92 f.).

Der Kern der Lösung des Problems ist also Synthesis als Präsenz. Präsenz ist das Gesetz der Dar-

stellung (vgl. E, S. 117 f.). Dies haben wir im letzten Kapitel expliziert. Präsenz bildet das Zentrum der Korrelativsetzungen der Strukturgesetzlichkeit der Zeitlichkeit. In ihren Funktionen Einzeitigkeit, Gleichzeitigkeit und Raum zieht sich Präsenz wie ein roter Faden durch die Korrelationenfolge hindurch. Ist also Synthesis Präsenz, so ist Begriff Anschauung.

"Nun, diese gemeinsame Wurzel (sc. Sinnlichkeit und Verstand) erscheint bereits in Gestalt der 'reinen Anschauung' recht eigentlich bloßgelegt. Denn an dieser sind die anschaulichen Momente begriffsbestimmt, und Begriffsbestimmtheit wieder enthüllt sich als Anschauung." (SP, S. 112; vgl. GP, S. 181).

Der Begriff ist Anschauung als Substrat. Substrat ist gegebener Sinnbestand. Der Sinnbestand prägt die Identität des Begriffs in unbegrenzt vielen Akten seines möglichen Vollzuges aus. Als Substrat ist der Begriff Verweisung, als solche Relation und das heißt der *e i n e* Begriff als Funktion des Ich-denke. Andererseits ist Anschauung begriffsbezogen, weil sich Gegebenheit als eine Funktion des Urteils darstellt. Oder anders: Ist Anschauung Funktion der Präsenz und Präsenz gleich Synthesis, so hat Anschauung den Charakter der Setzung, d.h. den Charakter der Produktion wie der Begriff. Anschauung ist *n i c h t F o r m d e r R e z e p t i v i t ä t*. Somit erscheint auch

"...das System von Forderungen, das in Kants Lehre vom sogenannten 'Schematismus' vorliegt, hinfällig; diese Forderungen sind erfüllt, noch bevor sie erhoben werden konnten. Das Problem des Schematismus

ist, wie man weiß, das System der Bedingungen, die die 'Anwendung' eines Begriffs beherrschen. Die 'Anwendung' aber fällt, wie sich nun zeigt, bereits mit der transzendentalen Bestimmtheit eines Begriffs zusammen; die 'Darstellung' eines Begriffs in der Anschauung mit der Begründung seiner 'Möglichkeit'. So sind auch der Kantische Gedanke der 'Gegebenheit' und die Analyse ihrer Bedingungen mit derjenigen der Ganzheit untrennbar verknüpft. Als die 'gemeinsame Wurzel' aller 'Erkenntniskräfte' enthüllt sich der kritischen Analyse nunmehr der Gedanke der Gegenständlichkeit selbst; denn er ist der methodische Ort und die logische Quelle der Ganzheit. Kant hat deren systematische Bewältigung bekanntlich der Lehre von den *I d e e n* vorbehalten. Unter dem Gesichtspunkt unserer Einsicht in das kritische Problem der Gegenständlichkeit aber ist hier anzumerken, daß die Idee als Ausprägung der Überschaubarkeit schon die Gegebenheit und deren Bedingungen beherrscht." (E, S. 59 f.).

Daß Synthesis Präsenz ist, kommt der Tatsache gleich, daß Begriff und seine Darstellung zusammenfallen. Auf diesem Hintergrund ist auch das Problem der faktischen Subjektivität entschieden. Das Ich-denke als Ausdruck der Synthesis fällt mit seiner präsentuellen Darstellung zusammen. Das Ich-denke als Ermöglichungsgrund gegenständlicher Erkenntnis ist Prinzip und als solches nur in der Verweisung, d.h. in der Anschauung. Die Spontaneität, die das Ich-denke ausdrückt, ist ineins seine Gegebenheit. Das Ich ist Einheit von Prinzip und Faktum.

PHILOSOPHIE ALS WISSENSCHAFT VON SICH SELBST

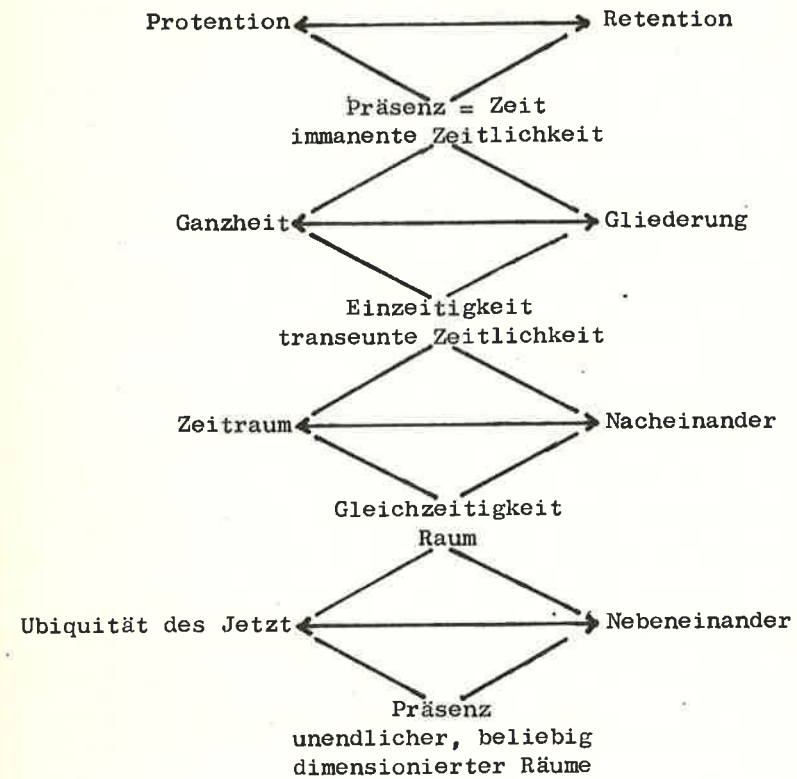
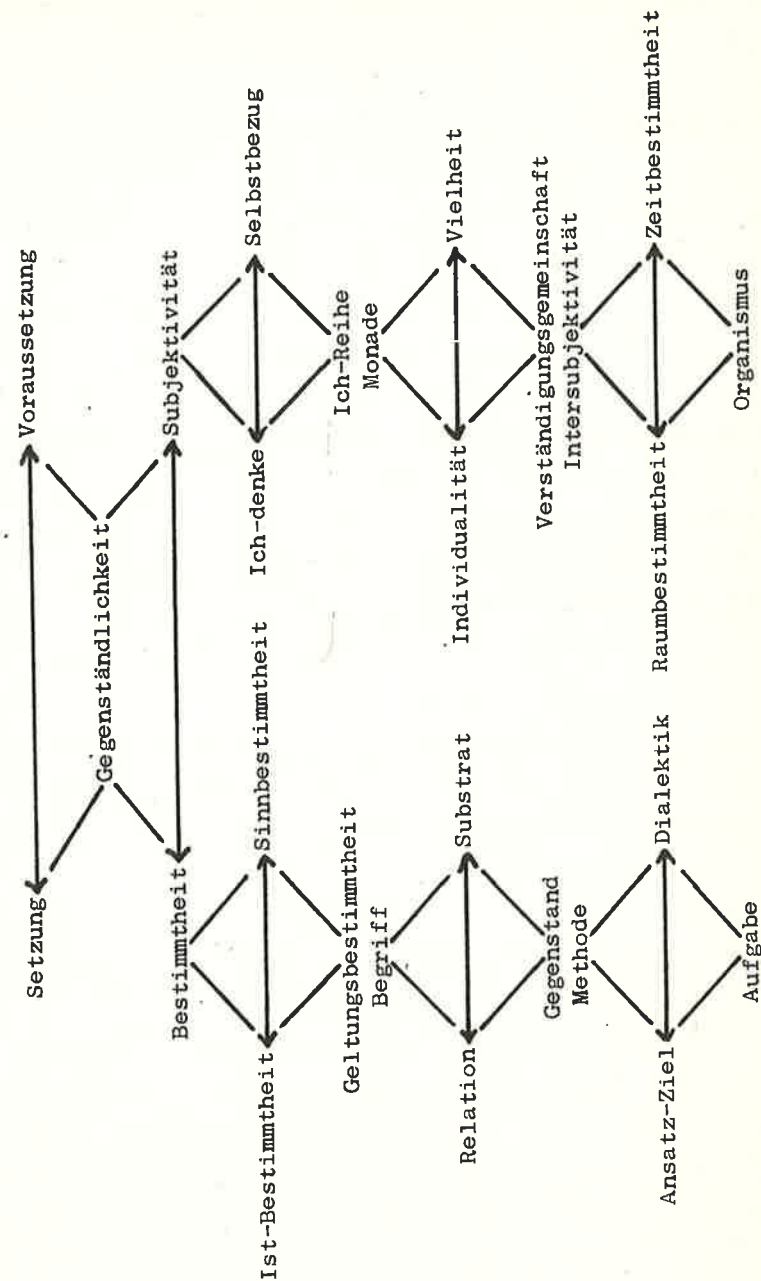
Das Problem der Philosophie als Wissenschaft von sich selbst wurde in der Einleitung an diese Stelle verwiesen. Inwiefern Philosophie Letztbegründung

und damit Rechtfertigung ihrer selbst ist, kann erst am Ende der Darstellung der Philosophie Hönigswalds ausgemacht werden.

Es geht der Philosophie um die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis von Gegenständen. Das Gefüge dieser Bedingungen heißt Gegenständlichkeit. Als Zentrum dieses Gefüges haben wir die Synthesis, die zugleich Präsenz ist, erkannt. Nun ist das Ergebnis der Hönigswaldschen Untersuchungen, daß beide Faktoren eins sind als Prinzip und Faktum in der Darstellung. In dem einzeitigen Jetzt der Darstellung zeigt sich Präsenz als Funktion der Synthesis. Ist die Einheit von Prinzip und Faktum die zu bewältigende philosophische Aufgabe, so fällt ihre Lösung mit ihrer Darstellung zusammen. Die Darstellung der Aufgabe ist zugleich ihre Lösung. Die Koinzidenz von Problemlösung und Problemsetzung macht die Letztdefiniertheit philosophischer Instanzen aus (vgl. SP, S. 148). In der Einleitung wurde das Problem der Gegenständlichkeit gesetzt. Als im Setzen vorausgesetzt erwies sich Gegenständlichkeit als Ineins von Prinzip und Faktum. Im Setzen des Problems der Gegenständlichkeit stellt sich schon seine Lösung dar. Verschmelzen also derart Problem und Lösung in der Philosophie und ist gerade der Koinzidenzpunkt solcher Verschmelzung die philosophische Aufgabe, so kann sich Philosophie nur selbst darstellen. Sie ist Wissenschaft von sich selbst.

Philosophie als das Ineins ihrer Problemsetzung und Problemlösung ist selbst Letztdefiniertheit. Als auf sich selbst gehend, kann Philosophie somit nur Begründung von Letztem sein. Philosophie ist Letztbegründung.

Die Philosophie ist als solche schon stets abgeschlossen. Denn sie ist Selbstbeziehung als Darstellung der Selbstbezüglichkeit (vgl. SP, S.140). Nur schließt diese Abgeschlossenheit die Tatsache, daß sie stets unfertig ist, ein. Denn als Tatsache der Selbstbeziehung, die das Prinzip der Selbstbezüglichkeit darstellt, ist die Philosophie Tatsächlichkeit. Als Tatsache ist Philosophie zugleich unbegrenzte Möglichkeit der Selbstdarstellung. Sie verweist unendlich auf sich.



$\longleftrightarrow$ bezeichnet die Korrelation

ANMERKUNGEN

- 1 Gegenständlichkeit und Gliederung. Untersuchungen zur Prinzipientheorie Richard Höningswalds mit besonderer Rücksicht auf das Problem der Monadologie, Köln 1964.
- 2 Bedeutung, Sinn, Gegenstand, Studien zur Sprachphilosophie Edmund Husserls und Richard Höningswalds, Bonn 1967.
- 3 Philosophie als Theorie der Bestimmtheit, in: Grundprobleme der großen Philosophen, Philosophie der Gegenwart II, Göttingen 1973.
- 4 Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Synthesis und Analysis, in: Hegelstudien, Bd. 5, 1969, S. 225 - 257.
- 5 Vgl. Gegenständlichkeit und Gliederung, S. 76.
- 6 Vgl. a.a.O., S. 48 f.
- 7 Vgl. a.a.O., S. 22.
- 8 siehe Orths Kritik, a.a.O., S. 32, Fußn. 96.
- 9 a.a.O., S. 173.
- 10 Vgl. hierzu: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, Synthesis und Analysis, Eine Auseinandersetzung mit Höningswalds Hegel-Kritik, in: Hegel-Studien, Bd. 5, 1969, S. 237: "Höchstes Prinzip aller Bestimmtheit - und damit unausgesprochen die Synthesis selbst - ist für Höningswald der 'Gedanke der Gegenständlichkeit'. Wirklichkeit ist immer gegenständlich bestimmte Wirklichkeit, und der Begriff ist das Begreifen von Gegenständlichem. Hinter diesem Gedanken der Gegenständlichkeit - der Synthesis von Begreifen und begriffener und zu begreifender Wirklichkeit - gibt es keine Wirklichkeit und außerhalb dieses Gedankens kein Begreifen. Gegenständlichkeit ist für Höningswald nicht die selbsterzeugende Identität des Geistes als Wirklichkeit und Begreifen, trotzdem aber ist sie Synthesis und damit Prinzip für alles Begreifen von Wirklichem, das, in

seiner Bestimmtheiten bedingenden Struktur, analytisch expliziert werden muß."

- 11 PS, S. 38: "'Ausgangspunkt' einer philosophischen Überlegung kann immer nur ein Faktor sein, der zugleich den Begriff des Ausgangspunktes und damit sich selbst bestimmt." - Höningswald setzt hier Ausgangspunkt-sein mit Sich-als-Ausgangspunkt-bestimmen gleich. Letzteres heißt, die Bestimmtheit des Ausgangspunktes vollziehen.
- 12 Für Gegenständlichkeit darf ohne weiteres auch der Kantische Terminus Synthesis a priori eingesetzt werden. Die Synthesis muß als solche vollzogen werden. Im Vollzug bleibt sie u n - a u s g e d r ü c k t . Dies ist ihr Charakter als Distinktionsbasis. Im Vollzug s t e l l t sie sich d a r , indem sie die Einheit mindestens zweier Momente sowie deren Differenz herstellt. In unserer Sprache: Synthesis ist Korrelativsetzung. Sie ist Setzung des Prinzips als Faktum.
- 13 D, S. 265: "'Etwas' ist nur dann 'für mich' und in dem gleichen Sinne 'für jeden' Gegenstand, wenn es der Funktion für fähig erachtet wird, unmittelbar oder mittelbar Beziehungszusammenhängen anzugehören, als deren oberste Gesetzmöglichkeit sich das 'ist' darstellt."
- 14 Kant, Kr.d.r.V., B 141-42; vgl. auch S. 116 ff. dieser Arbeit.
- 15 AA, S. 195: "Das 'ist' verstattet kein 'weniger' oder 'mehr', insonderheit keine auf ein 'weniger' oder 'mehr' aufzubauende Gliederung." Vgl. auch W. Cramer, Grundlegung einer Theorie des Geistes, Frankfurt, 2.Aufl., 1965, S. 13, §§ 8, 9 und 10.
- 16 Dies hat W. Schmied-Kowarzik nicht klar genug herausgestellt (vgl. S. 247, a.a.O.). Dadurch ist ihm eine konsistente Interpretation der Höningswaldschen Philosophie mit Bezug auf den Begriff der Gegebenheit nicht möglich. Sein Rückgriff auf Schelling zur Lösung dieses Problems findet nicht die Zustimmung des Verf.

Das Wesentliche bei Hönigswald ist, daß das Moment der Faktizität auf jeder Stufe der Korrelationenfolge wiederkehrt. Damit ist die Abschließbarkeit des Systems in einem ontologischen Gottesbeweis, bzw. in einem wie auch immer gedeuteten absoluten, substantialen Grund, von vornherein abgewehrt (siehe S. 45 ff.).

- 17 Man beachte hierzu die sehr ausführlichen Erörterungen von H. Wagner, in: Philosophie und Reflexion 1959, S. 15.
- 18 Vgl. Gegenständlichkeit und Gliederung, S. 22.
- 19 Vgl. Orths Kritik, a.a.O., S. 173.
- 20 Vgl. AA, S. 129: "Ich und Ist sind Korrelate, Träger derselben nach verschiedenen Dimensionen hin entfalteten Gesetzmäßigkeit."
- 21 Kritik der reinen Vernunft, B 131-32.
- 22 Vgl. hierzu Pla, S. 25 ff. - Daß das "Ich-denke" in seiner "Reinheit" nicht ausgedrückt werden kann, macht es als Prinzip zum bloßen Faktum. Das "Ich-denke" ist nur der Deixis zugänglich. Vgl. PS, S. 452: "Erlebnismittelpunkt und Sprache können an der Struktur des Gegenstandes immer nur aufgewiesen werden."
- 23 AP, S. 180: "Nicht ein dialektisches Verhältnis liegt dabei vor, das nach Ausgleich strebt, auch wenn es sich nach jedem Versuch eines Ausgleichs sofort wieder herzustellen schiene; sondern ein jeder Dialektik vorausliegender Sachverhalt. Alle Dialektik spielt sich nämlich auf einer ihren Termini gemeinsamen Ebene ab. Der Faktor 'ich' dagegen entbehrt angesichts der dargelegten Funktionen dieser Qualität. Denn gleichwie das Wissen nie 'vor' dem Wissen 'da' ist, weil es als sein eigener Gegenstand der Relation 'vor' gar nicht unterliegt, so ist der Faktor 'ich' auch niemals vor seinem Erlebnis,....".
- 24 PS, S. 34: "Bestimmtheit ist nämlich nicht... ein 'vorsprachlicher' Zustand." Damit wendet sich Hönigswald nicht gegen "vorsprachlich",

sondern gegen "Zustand". Aus der Annahme eines solchen "Zustandes" ergäbe sich das Problem des Ursprungs der Sprache. Dieses hat Hönigswald (a.a.O.) aber gerade als Scheinproblem entlarvt.

- 25 Limitativ meint hier sachlich begrenzend, besser durch Sachheit begrenzend. Limitation steht hier im Sinne der so genannten Kategorie bei Kant.
- 26 Vgl. hierzu Wolandt, Gegenständlichkeit und Gliederung, Kap. VIII, insbesondere S. 123 ff.
- 27 Vgl. hierzu Klaus Held, Lebendige Gegenwart, Den Haag 1966, S. 19 ff. und S. 39 ff.
- 28 Vgl. Wolfgang Cramer, Grundlegung einer Theorie des Geistes, 2.Aufl., Frankfurt a.M. 1965, S.11.
- 29 Vgl. hierzu Lothar Eley, Nachwort zu E. Husserls Erfahrung und Urteil, Hamburg 1972, insbesondere S. 488 ff., S. 498.
- 30 Das "Ich-denke" ist auch bei Kant uneigentlich, kein Begriff, sondern bloßes Bewußtsein (Kr.d. r.V., A 345-46).
- 31 Dies war der Grund für Kant, Sinnlichkeit als eigenes Vermögen anzusetzen.
- 32 Hönigswald spricht mehr von Zeit s t r e c k e, wenn er den hier bezeichneten Sachverhalt meint. Wir bevorzugen Zeit r a u m, weil "Raum" in seiner weiteren Bedeutung topologischer - d.h. maßwertfreier Raum ist. "Strecke" ist nur ein Fall des letzteren. Vgl. AP, S. 109 f.
- 33 Gemeint ist hier das Jetzt, wie es in Aussagen folgender Art auftritt: Schau einmal jetzt hin! Jetzt gehen wir in die Stadt. Jetzt ist es hell.
- 34 Der Abstand zwischen anzeigendem und gezeigtem Jetzt ist prinzipiell unmeßbar, weil er sich als zeitlicher Abstand nicht nachweisen läßt. Er besteht darin, daß das Z u s a m m e n t r e f f e n der beiden Jetzt n i c h t e r w i e s e n w e r d e n k a n n.

- 35 Vgl. D, S. 87 f. - Der dort von Hönigswald verwendete Begriff der Präsenzzeit taucht in den späteren Werken nicht mehr auf. An seine Stelle tritt Einzeitigkeit bzw. Gleichzeitigkeit.
- 36 Vgl. GR, S. 83 ff. - Hönigswald erörtert in diesem Aufsatz sehr ausführlich das Problem der ortsgebundenen Zeit im Sinne der Relativitätstheorie. Wir dürfen dieses Problem hier unerörtert lassen, da es primär um Zeit als transzendentes Konstituens geht.
- 37 Vgl. hierzu Wolfgang Cramer: Das Problem der reinen Anschauung, Tübingen 1937, S. 83 ff.
- 38 Der Verf. teilt nicht die Kritik Nicolaj Zarewskijs an Hönigswald, in: Bewußtsein und Zeit, Jena 1931, S. 39. - Die Idee als Zeit zu fassen, wie es Hönigswald, in: Vom Problem der Idee, S. 301, tut, kommt der These vom Sein als Zeit gleich. Entspricht der Ist-Bestimmtheit Ganzheit, so gilt Ist-Bestimmtheit als Idee. Mithin ist Sein Idee, was sich auch in der Fassung des Gegenstandes als Aufgabe ausdrückt. Sein, Idee und Zeit besagen von daher dasselbe.
- 39 siehe auch H. Wagner, Philosophie und Reflexion, S. 40 - 42.

LITERATURVERZEICHNIS

1. Schriften von R. Hönigswald (mit Abkürzungen)

- EM Beiträge zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre, 2.unveränderte Ausgabe, Leipzig 1906.
- PD Prinzipienfragen der Denkpsychologie, Separatdruck aus den Kantstudien, Bd.18, Berlin 1913.
- SK Die Skepsis in Philosophie und Wissenschaft, Göttingen 1914.
- KU Zur Theorie des Konzentrationsunterrichts, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 163, S. 207-233, Leipzig 1917.
- R Vom Problem des Rhythmus, Leipzig und Berlin 1926.
- Id Vom Problem der Idee, Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, Bd. 15, S. 261-301, Tübingen 1926.
- GP Über die Grundlagen der Pädagogik, 2.umgearbeitete Auflage, München 1927.
- Rou Über J.J. Rousseaus problemgeschichtliche Stellung, Euphorion, Bd.28, S. 9-21, Stuttgart 1927.
- Spin Spinoza. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd.6, S. 447-491, Halle/Saale 1928.
- Ro Vom philosophischen Problem der Romantik, Euphorion, Bd. 30, S. 433-445, Stuttgart 1929.
- E Grundfragen der Erkenntnistheorie, Tübingen 1931.
- S Selbstdarstellung, in: Deutsche systematische Philosophie nach ihren Gestalten, hrsg. von Hermann Schwarz, Bd.1, S. 191-223, Berlin 1931.

- UM Urteil und Methode, in: "Scientia", Vol. 56, Annus 28, S. 185-191, Bologna 1934.
- PWS Über Philosophie als Wissenschaft von der Sprache, Theoria. A Swedish Journal of Philosophy and Psychology, Bd.3, S. 247-266, Göteborg 1937.
- HD Hegel und die Grundlagen der Denkpsychologie. Algemeen Nederlands Tijdschrift voor Wijsbegeerte en Psychologie, Bd.32, S. 135-145, Assen 1938/39.
- Pla Vom Erkenntnisbegriff des VII. Platonischen Briefes. Mnemosyne, Bibliotheca Classica Batava, 3.Ser., 8.Vol., S. 21-44, Lugduni Batavorum 1940.
- GR Gleichzeitigkeit und Raum, Archiv für Philosophie, Bd.2, S. 67-95, Stuttgart 1948.
- ES Vom erkenntnistheoretischen Gehalt alter Schöpfungserzählungen, hrsg. von Gerd Wolandt, Stuttgart 1957.
- AP Analysen und Probleme, hrsg. von Gerd Wolandt, Stuttgart 1959.
- AA Abstraktion und Analysis, hrsg. von Karl Bärthlein, Stuttgart 1961.
- WK Wissenschaft und Kunst, hrsg. von G. Wolandt, Stuttgart 1961.
- W Grundprobleme der Wissenschaftslehre, hrsg. von G. Wolandt und Herbert Schmitt, Bonn 1965.
- D Die Grundlagen der Denkpsychologie, (unveränderter reprografischer Nachdruck der 2. umgearbeiteten Auflage, Leipzig 1925), Stuttgart 1965.
- GE Geschichte der Erkenntnistheorie, (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe, Berlin 1933), Darmstadt 1966.
- TP Studien zur Theorie pädagogischer Grundbegriffe, (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe, Stuttgart 1913), Darm-

stadt 1966.

- PK Philosophie und Kultur, hrsg. von Günter Schaper und G. Wolandt, Bonn 1967.
- MI Die Grundlagen der allgemeinen Methodenlehre, I. Teil, hrsg. von Hariolf Oberer, Bonn 1969.
- MII Die Grundlagen der allgemeinen Methodenlehre, II. Teil, hrsg. von Hariolf Oberer, Bonn 1970.
- PS Philosophie und Sprache (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe, Basel 1937), Darmstadt 1970.
- Hob Hobbes und die Staatsphilosophie (unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe, München 1924), Darmstadt 1971.
- SP Die Systematik der Philosophie. Aus individueller Problemgestaltung entwickelt. Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Nachlaß, Hönigswald-Archiv Bonn.

2. Sekundärliteratur

- Cramer, W. Vom Problem der reinen Anschauung, Tübingen 1937.
- Cramer, W. Die Monade, Stuttgart 1954.
- Cramer, W. Grundlegung einer Theorie des Geistes, Frankfurt a.M. 1957.
- Held, K. Lebendige Gegenwart, Die Frage nach der Seinsweise des transzendentalen Ich bei Edmund Husserl, entwickelt am Leitfaden der Zeitproblematik, Den Haag 1966.
- Husserl, E. Erfahrung und Urteil, redigiert und herausgegeben von Ludwig Landgrebe, 4. Aufl. mit Nachwort von Lothar Eley, Hamburg 1972.

- Kant, I. Kritik der reinen Vernunft, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1968.
- Koschmieder Zeitbezug und Sprache, Leipzig-Berlin 1929.
- Löwi, M. Ich und Ichbewußtsein, in: Die Arbeitsgemeinschaft, Bd.2, S. 19-26, 1930.
- ↳ Orth, E.W. Bedeutung, Sinn, Gegenstand. Studien zur Sprachphilosophie Edmund Husserls und Richard Höningswalds, Bonn 1967.
- ↳ Seidel, F. Zur Philosophie Richard Höningswalds, in: Grundwissenschaft, Bd.7, S. 85-91, 1927.
- Schmied-Kowarzik, W. Synthesis und Analysis, in: Hegelstudien, Bd.5, S. 225-257, 1969.
- Wagner, H. Philosophie und Reflexion, München-Basel 1959.
- ↳ Wolandt, G. Gegenständlichkeit und Gliederung. Kantstudien-Ergänzungshefte, Bd.87, Köln 1964.
- ↳ Wolandt, G. Richard Höningswald: Philosophie als Theorie der Bestimmtheit, in: Grundprobleme der großen Philosophen, Philosophie der Gegenwart II, Göttingen 1973.
- Zarewskij, N. Bewußtsein und Zeit, Diss. Jena 1931.

Norbert Meder, geboren 1947, Promotion an der Universität Köln in Philosophie 1975. Studium der Philosophie, ev. Theologie, Psychologie, Pädagogik, Mathematik und Theaterwissenschaften in Mainz, München und Köln. Wissenschaftlich tätig am Pädagogischen Seminar der Universität Köln.

Der Verfasser legt unter dem Titel „Prinzip und Faktum“ transzendentalphilosophische Untersuchungen zum Thema Zeit und Gegenständlichkeit vor. Im kritischen Anschluß an den Systementwurf Richard Höningswalds behandelt er die Reflexivstruktur des Erlebens in einer Analyse ihrer konstitutiven Momente. Er bestimmt ebenso die Gegenstandsausrichtung des urteilsbezogenen Erlebens wie dessen monadische Vereinzelungsstruktur und zeigt die Wechselseitigkeit des Verhältnisses beider auf. Die Erörterung dieses Wechselverhältnisses erweist die Zeitlichkeit des Erlebens als Einheit von voraussetzendem Prinzip und gesetztem Faktum.